

Aus den Leidenstagen der deutschen Wolgafolonien

Von

Friedrich Bier und Alexander Schief

Herausgegeben

von

Dr. jur. et phil. Karl Effelborn

Darmstadt 1922

Druck der L. G. Wittich'schen Hofbuchdruckerei

Inhalt.

	Seite
Einleitung: Vom Deutschtum an der Wolga. Von Dr. Karl Effelborn	3
Bolschewismus, Mißernte und Hungerstot. Von Friedrich Bier:	
Vorbernerkung des Herausgebers	8
1. Was die Bolschewisten aus den ehemals blühenden und reichen Wolgakolonien gemacht haben .	13
2. Die Mißernte	19
3. Hungerstot	25
4. Statistischer Anhang	47
Die Rückkehr der Urenkel. Von Alexander Schid	28

Vom Deutschtum an der Wolga.

Der hessische Leutnant Friedrich Pessler, der seine Gefangenschaft in Rußland während der Jahre 1812 bis 1814 in einem kleinen Büchlein (Worms 1832, Neuauflage Darmstadt 1908) ebenso spannend wie anschaulich geschildert hat, erzählt im vierten Kapitel von seinem Aufenthalt in den deutschen Kolonien an der Wolga. Er berichtet auch, wie er in die Kolonie (Dorf) Schwab an der Wolga, nordöstlich von Kamyschin, kam und dort in seinem Absteigequartier im Wirtshause eine alte, gutmütige Frau getroffen habe, die ihrer Sprache nach aus der Wetterau stammte; sie habe ihn recht treuherzig aufgenommen und ihn als Landsmann „Wetterchen“ genannt. Verheiratet war sie mit einem Pfälzer namens Gensemer. Als neunjähriges Kind war sie von ihrem Geburtsort Dauernheim mit ihren Eltern, die dort in Dürftigkeit gelebt hätten, nach Schwab gekommen. Dort sei ihnen anfänglich auch kein besseres Loß geworden, in wenigen Jahren habe sich aber ihre Lage gebessert.

Die Alte war, als sie Pessler sprach, etwa sechzig Jahre alt, eher etwas jünger. Ihre Eltern gehörten zu denen, die ein Manifest der Kaiserin Katharina von Rußland vom 22. Juli 1763, das den Auswanderern in Rußland goldene Berge, freies Land, Steuerfreiheit, Befreiung vom Militärdienst und andere Vorrechte verhieß, aus der deutschen Heimat in die Ferne gelockt hatte. In den Jahren 1764 bis 1767 folgten über 8000 deutsche Familien mit 27 000 Seelen diesem Rufe und wanderten an die Wolga aus. Auch Hessen, insbesondere das heutige Oberhessen, stellten sein Kontingent zu dem Auswandererheere. Am 29. Juni 1764 trafen die ersten Auswanderer in dem verheißenen Lande ein. Eine schwere Enttäuschung harrte ihrer; denn sie fanden nichts vor als das nackte, unbebaute Land ohne Häuser und Hütten, und auch die Werkzeuge fehlten.

Die Auswanderer setzten sich aus Angehörigen aller Berufe zusammen. Bauern, Handwerker, Soldaten, Ärzte, Studenten, Künstler waren in der Hoffnung auf lohnende Arbeit ausgezogen, und nun fand nur der Ackerbauer ein Feld für seine Tätigkeit. So waren alle gezwungen, sich diesem Erwerbszweig zu widmen. Sie verzagten indessen nicht, legten sich zunächst Wohnhöhlen und

Hütten an, die ihr Fleiß trotz mannigfacher Fährnisse bald in Häuser verwandelte. Die Werkzeuge und Instrumente mußten sie sich selber herstellen, und bald wurden sie gewahr, daß ihre Erzeugnisse besser waren als die der Russen. Ein schlimmer Feind war der Wolf, der zur Winterzeit in Rudeln auftrat, ein noch schlimmerer waren die räuberischen Kirgisen, den schlimmsten aber bildeten die Krankheiten, namentlich ein typhusartiges Fieber.

Spätere Auswanderer trafen es besser. So schreibt der wohl aus der Gegend von Darmstadt stammende Johann Heinrich Kühn in einem Brief von Talowka (Weibed) am 13. Jan. 1774 u. a.: „Von unserer Reize zu melden, so ist was merkwürdiges, unsere Reiz von unserm Vaterlandt biß Ord und Stelle, ist laudter Liebe von unserß Reichs Untertanen gewesen, zu Wasser und zu Landt, da haben wir erst recht die große Liebe unserß Heylandes eingesehen, daß er nicht allein ein Helfer zu Lande ist, sondern auch ein Helfer zu Wasser, zu Bergen und Tälern und Wistennenen (Wüstencien), daß wir in solcher Einsicht nicht mit unserm Atem genug danken können. . . . Ferner hat uns unsere große Monahrgen (Monarchin) uns bey unserer Ankunft mit einem rechten Mutterherz besorget. Häuser zu Wohnen, Scheuer zu Frucht, Fruchthäuser, wo man die ausgetroschene Frucht kann aufheben, unsere Berthe (Pferde), Schiffe und Geschirr (d. h. Wagen und Ausrüstung) und alles, was wir zum Ackerbau nötig haben, ist uns überreicht worden, nicht allein zum Anfangt unserer Ankunft, sondern biß auf dieses Stunde wird uns geben, was wir nötig haben an Brodt, an Berthen, an Sanen und andern Materiallen (Materialien), die wir bedürftig sind. Die große Vorsorge ist nicht auszusprechen.“

Die Zahl der Auswanderer ging zunächst zurück: im Jahre 1775 erreichte sie ihren tiefsten Stand mit 5502 Familien und 23 184 Seelen. Von da geht es immerfort aufwärts bis zum Jahre 1914, wo das Siedlungsgebiet, das etwa die Größe des ehemaligen Königreichs Sachsen hatte, 750 000 Einwohner zählte. Wie eine Perlschnur reihen sich auf einer über 200 Kilometer langen Strecke 204 deutsche Dörfer der Wolga entlang von Schaffhausen im Norden bis Altweimar im Süden. Die Namen der Dörfer haben indessen keine Beziehung zur Herkunft der Kolonisten, sie sind vielmehr willkürlich gewählt, wobei nicht mehr feststellbare Gefühlsmomente da und dort mitgesprochen haben mögen. Oft sind die Dörfer nur fünf, stellenweise aber auch fünfzehn und dreißig Kilometer von einander entfernt. Die meisten Dörfer zählen fünf- bis zehntausend Seelen, einige, darunter Katharinenstadt und Norka, siebzehntausend.

Als die Kolonie anhaltend wuchs und die russische Regierung kein Land mehr zur Verfügung stellte, fand eine Abwanderung nach dem Nordkaukasus und nach Sibirien statt. Seit den 1890er Jahren entstand eine nach Hunderttausenden zählende Abwanderung nach Nord- und Südamerika.

Im Jahre 1914 wollte die Kolonie die hundertundfünfzigste Jahreswende der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der Wolga festlich begehen. Der Pfarrer Gottlieb Veratz hatte aus diesem Anlaß in einer 323 Seiten starken Schrift „Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung“ (Saratow 1914) behandelt. Zwei Exemplare dieser Schrift konnten nach Deutschland gerettet werden, doch war es bis jetzt noch nicht möglich, einen Neudruck davon herzustellen, so erwünscht es auch wäre. Ferner hatten Gottlieb Göbel und Lehrer Alexander Hunger ein Festspiel „Fest und Treu oder der Kirgisen-Michel“ (Saratow 1914) und F. E. und P. E. „Volkslieder und Kinderreime aus den Wolgakolonien“ (Saratow 1914) verfaßt. In den deutschen Wolgakolonien bewahrten die deutschen Auswanderer und ihre Nachkommen rein und unverfälscht ihr Deutschtum. Deutsche Lebensart, Sitten, Gebräuche, Mundart erhielten sich in der dortigen Abgeschlossenheit unverändert die anderthalb Jahrhunderte hindurch. Viele Sitten und Gebräuche, die in dem Mutterland als ein Opfer des modernen Verkehrs längst verschwunden waren, lebten in den Kolonien unverändert fort, sodaß das Studium des Volkslebens in der Wolgakolonie eine lohnende Aufgabe für die volkskundliche Forschung gewesen wäre. Leider hat sich niemand dieser lohnenden Aufgabe unterzogen; denn in Deutschland wußte man vor dem Kriege nur wenig von den deutschen Volksgenossen an der Wolga. Dort freilich war das deutsche Heimatland nie ganz in Vergessenheit geraten, und es gab auch Leute, die darauf bedacht waren, alte Beziehungen zu Deutschland aufrecht zu erhalten und neue anzuknüpfen. Zu diesen gehörte beispielsweise der Lehrer Theophil Kromm in Jagodnaja Poljuna (ursprünglich Reinhard), dessen Vorfahren aus Schotten stammten. Als Dank für eine der Kolonie zuteil gewordene Unterstützung übermittelte er Schilderungen von dort und namentlich Verzeichnisse der Auswanderer, die zum Teil im „Schottener Kreisblatt“ (1910 Nr. 115 ff.: Die deutschen Ansiedler aus Schotten und Umgegend) und im „Niddaer Anzeiger“ (1912 Nr. 49 u. 55) veröffentlicht wurden.

Die deutschen Kolonien hatten ihre deutsche Zeitung, die „Deutsche Volkszeitung“, die in Saratow erschien. Auch ihre Geschichte wurde wiederholt behandelt, z. B. von Gottfried

Bauer, „Geschichte der deutschen Ansiedler an der Wolga seit ihrer Einwanderung nach Rußland bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1766—1874)“, von P. Konrad Keller, „Die deutschen Kolonien in Südrußland“ (Bd. 1, Odeßa 1905). Leider wurden diese Bücher in Deutschland kaum bekannt und waren nur schwer zugänglich. Erst im und nach dem Kriege erschienen in Deutschland Schriften über die Kolonien. Zunächst die wenig wertvolle Broschüre von Eduard Schmid-München „Die deutschen Bauern in Südrußland“ (Berlin 1917) und dann zwei Jahre später die zur Einführung in die Geschichte der Wolgakolonien trefflich geeigneten beiden Schriften von Johannes Schleuning, Die deutschen Kolonien im Wolgabiet (Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches, Heft 9, Berlin 1919) und von Gerh. Bonwetsch, Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga (Schriften des deutschen Auslandsinstituts, Stuttgart 1919, Heft 9).

Der Ausbruch des Krieges führte eine schlimme Zeit für die Kolonien herauf. Das geplante Jubelfest fiel ins Wasser. Statt Festesfreude herrschte Trauer. Als Russen mußten die Söhne der Kolonisten, die im Herzen bessere Deutsche waren als manche, die die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, für ihre Adoptivvaterland gegen ihr Stammesvaterland kämpfen. Nur der Pflicht gehorchend, zogen sie, wenn auch mit innerem Widerstreben, in den Krieg gegen Deutschland. Gleichwohl blieben sie von dem von England und Frankreich geschürten blinden Deutschenhaß nicht verschont, und viele wurden nach Sibirien verschleppt. Die Revolution des Jahres 1917 schien ihnen zunächst bessere Zeiten zu bringen, indem sie ihnen das früher verlorene Selbstbestimmungsrecht wieder verhieß. Ein von den Abgeordneten aller Kolonien stark besuchter deutscher Bauernkongreß in Saratow befaßte sich mit der Zukunft der deutschen Ansiedlungen und andern gemeinsamen Angelegenheiten, vor allem mit dem Ausbau des Schulwesens bis hinauf zu dem Gymnasium und der Univerſität. Vor den größten Leistungen im Wege der Selbstbesteuerung schreckten sie nicht zurück. Es war eine einzig schöne Frühlingzeit, doch leider nur von kurzer Dauer. Bald kam die Bolschewistenherrschaft und der Schrecken, den die Kommissare von Trozkij und Lenin über das unglückliche Land heraufbeschworen. Hundertweise fanden die Hinrichtungen statt. Die einst blühenden Kolonien wurden zugrunde gerichtet. Der Schulunterricht wurde unmöglich, weil es an Schreibmaterial, an den Fenstern des Schulhauses und an Heizstoffen fehlte. Man schlug vor, die Kinder mit Kreide auf schwarze Holztafeln schreiben zu

lassen, aber bald waren auch keine Bretter und schwarze Farbe mehr vorhanden. Ähnlich litten die Kirchen, viele Pfarrer mußten flüchten, einige begaben sich nach Deutschland, einige irren, von Haus und Hof vertrieben, noch umher, und den wenigen, die an ihren Stellen verblieben, ist es verboten, von Politik zu sprechen. Zu diesen Schreden gesellten sich im Winter 1920/21 noch Krankheiten, wie Cholera, Typhus und Pocken. Revolten und Aufstände fanden statt, die in der blutigsten Weise niedergeworfen wurden. Im April 1921 wurden in den Kämpfen zwischen den Bauern und roten Truppen bei Balzer an tausend Mann mit Maschinengewehren niedergemäht. Auf seiten der Aufständischen befanden sich fünfzehnjährige Knaben und Greise von siebzig Jahren, die mit Stöcken, Sensen und Gabeln bewaffnet waren. Und je mehr der Hunger um sich griff, desto weniger fürchtete man Revolver und Maschinengewehre. In diesen Kämpfen gingen ungeheure Werte zugrunde. Auch die Archive der Kolonien gehören dazu. Ob eine Arbeit des Pastors Edward Seib in Warenburg (jetzt in Saratow) „Ueber Sitten und Gebräuche in den Wolgakolonien“ dieses Schicksal geteilt hat, ist noch nicht erwiesen, aber zu bezweifeln.

Dieser trübe Hintergrund breitet sich hinter den Schilderungen zweier Wolgakolonisten, die im August und September 1921 aus Rußland nach Deutschland gekommen sind, Alexander Schid aus Galka und Friedrich Bier aus Warenburg. Der eine ist Optimist, der andere Pessimist. Das kommt daher, daß Schid von der Bergseite der Wolga, Bier von der Wiesenseite stammt. Die Bergseite ist aber vor der Wiesenseite dadurch ausgezeichnet, daß sie in der Gegend, wo die Deutschen wohnen, viele kleine Nebenflüsse hat, deren Täler zum Ost- und Gemüsebau geeignet sind. Daher haben die Dörfer an der Bergseite große Obst- und Gemüsegärten, während auf der Wiesenseite nur Getreide, vornehmlich türkischer Weizen, eine teure Weizenforte, gesät wird. Darum waren auch der Hunger und die Not hier größer als dort. Vergegenwärtigt man sich das alles, so lösen sich die scheinbaren Widersprüche und Gegensätze, die zwischen den Ansichten beider Männer über die Zukunft der Wolgakolonien obzuwalten scheinen. Beide sind von der Notwendigkeit überzeugt, daß ein Wiederaufbau und eine energische Hilfe nötig ist. Nur hält Friedrich Bier beides für weit schwerer erreichbar als Alexander Schid. Beide Ansichten ergänzen sich. Beide sind bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt. Ein Unterschätzen der Schwierigkeiten führt leicht zu einem Fehlgriff in der Wahl der Mittel, ein Uberschätzen der Schwierigkeiten lähmt leicht die frisch zugreifende Tatkraft.

Beide Schilderungen sind unabhängig voneinander entstanden, deshalb ließen sich einige kleine Wiederholungen in beiden nicht ganz vermeiden. Sie veranschaulichen aber deutlich eine Krise in dem Leben der Wolgalonien. Indem sie die Kenntnis von diesen Zuständen zu verbreiten suchen, wollen sie zugleich auf die große Wichtigkeit der Frage der Wolgadeutschen sowohl für Deutschland als auch für Rußland hinweisen. Und wenn es ihnen gelingen sollte, verständnisvolle und tatkräftige Mitarbeiter an dieser hochbedeutenden Angelegenheit zu werben, dann haben sie ihren Zweck erreicht.

Bolschewismus, Mißernte und Hungersnot.

Von Friedrich Bier.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die im Sommer 1921 aus den Wolgalonien nach Deutschland gelangten Briefe sind voll herzzerreißender Aufschreie, die die Not den Schreibenden entlockte. So schreibt am 4. Juli 1921 eine Witwe aus Lauwe*): „Unsere Not schreit zum Himmel, der liebe Gott hört unser Gebet nicht mehr, er hat's gesehen, daß wir alle Christen sein wollen, nun liegt der Fluch auf uns. . . Von unserer Not ist nicht erlaubt, zu schreiben, es ist auch nicht möglich, zu erzählen, wie wir alle behandelt werden. Wir hatten keine Aussaat, auch keine Ernte; Korn haben wir von sechs Desjätinen**) fünf Rub***) geerntet.“

Am 25. Mai 1921 schrieb der frühere Warenburger Kreis-schreiber Christoph Schneider aus Wiesenmüller: „Unsere ganze deutsche Wolgalonisation ist auf lange Jahre ruiniert, und es ziehen viele nach dem Kaukasus, um sich dort vor dem Hungertode zu retten. Es sind jetzt auch welche hier, die gerne nach Deutschland auswandern wollen, wenn dort noch die Gesetze so sind, wie sie vor dem Weltkrieg waren. . . Wir haben auch wieder eine Mißernte. Noch keinen Regen, alles vertrocknet, schon fast drei Monate immer Ostwind. Dabei Aussaat wenig und nun noch schlecht. Korn ist gesät: anstatt früher 2000 Desjätinen, jetzt nicht ganz 1000, Weizen statt der früher üblichen 6000 nun vielleicht nur 300. Hirse und Sonnenblumen mehr als

*) Vgl. Johannes Schleuning. Aus tiefster Not. Zur Hungerkatastrophe in den deutschen Wolgalonien. Vierteljahrschrift für soziale und internationale Arbeitsgemeinschaft. 9. Jahrg. Berlin 1921. Nr. 4 (Oktober), auch als Sonderdruck.

**) 1 Desjätine = 1,0925 Hektar.

***) 1 Rub = 40 russische Pfund (zu je 400 $\frac{1}{2}$ Gramm) = 16,38 kg.

früher, so vielleicht 400 Dekjätinen.“ Dann legt Schneider den Zusammenhang des Verhängnisses dar. „Um den völligen Ruin der Bolschadentschen zu verstehen, muß erklärt werden, daß man uns eine Autonomie gegeben hat, eine vollständige Selbstverwaltung. Aber das steht nur so auf dem Papier. Als unsere Leute im 19. Jahre (1919) die ihnen auferlegten Abgaben an Frucht nicht lieferten und unsere Beamten zu schwach waren, diese Frucht beizutreiben, da rief man die Obersten ab und setzte Letten, Esten und Juden ein, auch mitunter Russen. Aber man wählte Personen, die ohnedem einen Zahn auf alles Deutsche hatten. Diese brachten dann die Frucht zusammen, und es war ja auch eine gute Ernte gewesen. Nun kam aber 1920 eine vollständige Mißernte, sodaß z. B. Wiesenmüller kaum die halbe Saat erntete, und es kam eine Abgabe von 7000 Pud, ein Quantum, welches die ganze Ernte um das Doppelte oder vielleicht das Dreifache überstieg. Von der Mißernte berichtete man von hier aus natürlich, wohin gehörig, und machte es noch viel schlechter, als es wirklich war. Das wurde natürlich nicht geglaubt, und es war ja auch nicht wahr, und deswegen wurden alle fremdstämmigen Beamten, Kommissare genannt, im Amt belassen, und obendrein schickte man eine Militärabteilung aus dem Gouvernement Tula, welches seine Requirierung ganz erfüllt hatte und noch mit 7 Prozent Ueberschuß. Dort ist aber ein sehr gutes Land, und sie hatten wohl hundert oder zweihundert Pud von der Dekjätine geerntet, wo es natürlich leicht war, zu erfüllen. Diese Leute waren lauter Kommunisten oder nannten sich so. Aber in Wirklichkeit waren es Leute, die sich hier schrecklich bereicherten und uns rein ausraubten. In den Zeitungen las man immer, es soll 20 Pud auf die Seele Norm bleiben. Sie nahmen aber rein alles weg und sagten, wir sollten von dem Versteckten leben. Denn sie gaben vor, daß sie überzeugt seien, es wären viele Tausende von Pud versteckt. So gab es eine große Hungerznot. Anfänglich versprachen sie, zur Saat Frucht zu geben. Als aber das Frühjahr kam und sie entschieden absagten, da gab es einen Aufstand, welcher aber bald unterdrückt wurde. So blieben wir ohne Saat und Brot. Nun kam eine Untersuchung von Moskau, welche auch bald feststellte, daß die Tulaer ihre Vollmachten weit überschritten haben. Sie sollen jetzt auch vor Gericht gestellt werden. Das ist ja gewiß recht, aber uns hilft es gar nicht, es sterben viele Hungers, und Rußland hat einen unermesslichen Schaden, da neun Zehntel des Landes brach liegt, wenigstens hier in Wiesenmüller und der nächsten Umgebung. Von hier aus sind denn auch schon 57 Familien nach dem Süden gezogen, wo im Vorjahr gute Ernte war und auch jetzt wieder gute Aussichten

sind. Viele gehen noch mit dem Gedanken um, fortzuziehen, aber dort unten fängt man an, besorgt zu werden, wie man die Kommenden alle unterbringen und ernähren soll. So geht es traurig und nochmal traurig!“

Ein Brief aus Wiesenmüller vom 12. Juli 1921 fährt in der Schilderung des Unglücks fort: „Wie ich schon in meinem anderen Brief berichtet habe, so sterben viele aus unserer Mitte. Es scheint, als nehme es zu. Die letzte Woche starben fast jeden Tag vier, fünf bis sechs Menschen. Und gewöhnlich in verschiedenem Alter: Kinder, Ledige und Alte. Die Ursache dazu, wie es scheint, ist die Not. Viele haben die letzten Monate hindurch gar kein Brot zu essen gehabt und andere Nahrung dabei auch ganz wenig, so daß der Magen ganz abgeschwächt ist, und jetzt ist man das frische Brot in diesen nichts gewöhnten Magen und auch andere schwere Mehlspeisen, von diesem Kornmehl zubereitet; der Magen verträgt es nicht, und die Menschen müssen sterben. — Die Ernte ist eine ganz schwache, im Durchschnitt, wie unsere Statistik in den Tagen aufgefunden hat, $2\frac{1}{2}$ Pud pro Desjätine. Das bezieht sich aber nur auf Roggen (Korn). Andere Frucht war erstens wenig gesät wegen Mangel an Samen und zweitens wegen Mangel an Regen gar nichts ausgegangen. Wir hatten diesen Sommer nur einen Regen, und dieser kam viel zu spät, als schon die Kornernte da war. Jetzt diesem Regen gegenüber hatte man gehofft, es solle doch wenigstens Kartoffel, Arbusen (Wassermelonen) und andere Gemüse geben, aber, wie es scheint, war auf den sehr ausgetrockneten Boden der eine Regen auch zu wenig. Es mußte schon nötig ein anderer Regen kommen, zudem sind auch wenig Kartoffel gesteckt, weil es auch da an Samen fehlte. . . . Mit einem Wort, die Ernte ist nichts. Und wenn man daran denkt, wie es in diesem Jahr gehen soll, so wird einem ganz ängstlich. Denn gibt es keine Hilfe irgendeiner Art, so sterben unsere Dörfer aus vor Hunger. Alter Vorrat von früheren Jahren ist kein Pud mehr vorhanden. Viele aus unserer Gemeinde wie auch aus allen umliegenden Dörfern und aus unserem ganzen Wolgagebiet übersiedeln nach Südrußland, dem Kaukasus . . . und nach Sibirien. Alle, die schon fort sind und noch bereit sind, zu ziehen, zählen bis hundert Familien. Es bleiben noch weniger als 3000 Seelen in unserer Gemeinde.“

Aus Umet wird am 30. Mai gemeldet: „Wir sind schon seit Januar ohne Brot und sind zehn Menschen.“ Am 27. Juni heißt es: „Die Hungernot ist sehr groß und wird noch größer, viele sind schon an Hunger gestorben.“ Zehn Tage später, am 6. Juli, wird die Not noch eingehender geschildert mit den Worten: „Bier

Monate kein Stück Brot im Hause, so wie der Mangel an Brot, so verhält sich's auch mit allen anderen Nahrungsmitteln, so auch mit der Kleidung: wir tragen von Säden Hemden und Hosen. . . . Mit der Ernte fällt es schwach aus, wir haben eine Mißernte, auch das Obst in den Gärten ist wenig, aber Kraut und Kartoffel kann es noch geben, denn jetzt haben wir Regen, sodasß Hoffnung ist, daß es Hirsen und Arbusen geben kann, aber was ist das unter so viele; denn in ganz Rußland fällt die Ernte schwach aus."

Auch anderwärts ist es ähnlich. Aus Franzosen wird unter dem 15. Juli berichtet: „Die Armut ist hier sehr groß. . . . Schon von Weihnachten an kein Brot, da leben wir von Wasserjuppen, sind alle ganz geschwollen, sind aber auch keine Aussichten auf die Ernte, ist fast gar nichts geraten, die halbe Saat nicht, da weiß man nicht, wie man das Leben durchbringen soll. Da sage mal etwas dazu, wie es kommen soll mit uns, der Bruder Heinrich ist in Taschkent, ich bin noch alleine in Franzosen."

Herrn Georg Friedrich Bier, von Beruf Landwirt, der im September 1921 aus Rußland nach Deutschland gekommen ist, ist es gelungen, zweier Berichte der deutschen Föderationsobrigkeit an die Moskauer Zentralregierung habhaft zu werden, worin der Stand der Kolonien, wie er sich in den mitgeteilten Briefstellen widerspiegelt, im Zusammenhang und ziemlich genau geschildert wird, wenn auch freilich mit der bolschewistischen Brille gesehen. Er hat diese beiden Berichte aus dem Russischen übersezt und seiner Uebersetzung eine eigene Darstellung der Sachlage hinzugefügt.

Friedrich Bier ist am 8. Juli 1868 zu Warenburg an der Wolga geboren. Sein Urahne, Heinrich Bier, siedelte sich im Jahre 1772 dort an und verheiratete sich daselbst mit einem deutschen Mädchen. Ueber die Herkunft seiner Familie, die nur einmal in den ganzen Kolonien vertreten ist, hat er bis jetzt noch keine urkundliche Feststellungen machen können, weil alte Bücher und Akten durch die im achtzehnten Jahrhundert häufigen Ueberfälle der Wiesentörfer durch Kirgisen und anderes Raubgesindel verloren gegangen sind. Nach mündlicher Ueberlieferung stammt sie aus Hsenburg bei Bamberg. Da es aber einen Ort dieses Namens in dieser Gegend nicht gibt, so muß etwas an dieser Ueberlieferung nicht stimmen. Seine Familienpapiere hatte er im Sommer 1918 der deutschen Kommission in Saratow abgegeben und ihrer bis jetzt nicht wieder habhaft werden können.

Bier, einer der angesehensten Mitglieder seiner Gemeinde, war zum erstenmal im Jahre 1918 in Deutschland, um sich dort anzukaufen. Als sich unterdessen die Verhältnisse in Rußland

zu bessern schienen, gab er diesen Plan auf und kehrte im Juni desselben Jahres nach Rußland zurück. Er rechnete darauf, daß ein Sieg Denikins über die Bolschewisten die Wiederaufnahme der Arbeit in seiner Heimat ermöglichen würde. Mit der ihm eigenen urwüchsigen Energie, die sich schon in seinem schnigen Körperbau ausdrückt, beabsichtigte er, mit dem aus New-York stammenden Pastor Johannes Schleuning, dem Hauptschriftleiter der Saratower „Deutschen Volkszeitung“, für das Allgemeinwohl und den Wiederaufbau zu wirken. Als die beiden bis Kamyschin gekommen waren, nötigte sie die Niederlage Denikins zur Flucht. Sie flüchteten zunächst bis Jarzyn. Von dort kehrte Schleuning über Odesa nach Deutschland zurück, während Bier sich in den Kosakendörfern den ganzen Winter über aufhielt, bis ihm das Abflauen der Aufstände die Rückkehr zu seiner Familie nach Warenburg ermöglichte. Bis März 1921 lebte er dort und auf seinem Landgut. Nachdem die Gegend den ganzen Winter über unter den Verreibungen der Bolschewisten zu leiden gehabt hatte, führten diese den letzten Schlag gegen die Kolonien aus, indem sie das Saatgetreide wegnahmen. Das ließen sich jedoch die Kolonisten nicht stillschweigend gefallen und erhoben sich. Die umliegenden Russendörfer schlossen sich ihnen an. Sie kamen bis Kosakenstadt (Kokrowskoje) gegenüber von Saratow. Allein ihre Bewaffnung war äußerst mangelhaft. Spitz gemachte Rechenstiele, Heugabeln, Sensen waren anfänglich ihre hauptsächlichste Bewaffnung, Gewehre und Maschinengewehre mußten sie erst den Bolschewisten abgewinnen, ehe sie sie gegen sie verwenden konnten. Die notwendige Munition lieferten ihnen die Rotarmisten, die, zwangsweise ausgehoben und nur widerwillig unter den Waffen stehend, ihre Munition verstreuten, um sie nicht mitzuführen zu müssen. In der Nähe von Straub wurde Bier bei einem Zusammenstoß mit den Bolschewisten an der linken Schulter so schwer verwundet, daß er kampfunfähig ward. Da ein eigentlicher Führer fehlte, brach bald der Aufstand in sich zusammen, zumal die Manneßzucht zu wünschen übrig ließ, und die mit den deutschen Bauern gehenden Russen plünderten wie die Bolschewisten. Nach Warenburg zurückgebracht hielt sich Bier in der Umgegend einen Monat lang verborgen. Als ihm darauf die Bolschewisten auf die Spur kamen, begab er sich nach Saratow und hielt sich dort von Mai bis Juni versteckt. Dann gelang es ihm, mit falschen Pässen nach Polen und von da nach Deutschland zu kommen. Gegenwärtig befindet er sich in Behandlung der Charité zu Berlin wegen seiner Verwundung, die, solange er noch in Rußland war, jeglicher ärztlichen Behandlung hatte entbehren müssen. Die Erlebnisse, die er

seit seiner Reise nach Rußland bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland hatte, verdienen eine besondere Darstellung, und es ist zu hoffen, daß er nach seiner Wiederherstellung dazu kommen wird, sie schriftlich niederzulegen.

Was die Bolschewisten aus den ehemals blühenden und reichen Wolgakolonien gemacht haben.

Schon im Herbst und Winter 1918/1919 fühlten die Bauern Sowjetrußlands, daß die kommunistische Regierung einzig und allein das Interesse der wenigen Fabrikarbeiter, deren Zahl nur ein Zehntel der bäuerlichen Bevölkerung ausmachte, im Auge habe, und daß nicht die Zentralregierung in Moskau, sondern der jeweilige Kommissar an Ort und Stelle die Gesetze ausarbeite und so anwende, wie er gerade die Laune hatte. Am aller schwersten wurde dadurch der Bauer getroffen. Das Stedcunpferd, das Lenin in den Jahren 1918 und 1919 ritt, war die Raswiertka, d. h. die gleichmäßige Verteilung der Frucht und sonstigen Naturalienabgaben. Alle Abgaben wurden nach der Zahl der Desjätinen bemessen, aber nicht der tatsächlich bestellten, sondern derjenigen, wofür einem Landwirte unter Berücksichtigung der Kopfzahl seiner Familie Saatgut zugewiesen worden war.

Die Bauern teilte nun Lenins Verpflegungsprogramm in drei Klassen ein. Die erste Klasse umfaßte solche, die für zwanzig und mehr Desjätinen Ausrüstung bestellten. Sie mußten für jede Desjätine Land vierzehn Pud Getreide abgeben oder, wie man die zwangswweise Abgabe bezeichnete, „schütten“. In der zweiten Klasse waren solche, die für mehr als zehn und weniger als zwanzig Desjätinen Ausrüstung bestellt hatten. Ihre Abgabe betrug zehn Pud auf die Desjätine. Wer für mehr als fünf und für weniger als zehn Desjätinen Ausrüstung erhalten hatte, gehörte in die dritte Klasse und unterlag einer Abgabe von sieben Pud. Wer nicht mehr als fünf Desjätinen Ausrüstung hatte, war als Proletarier abgabefrei.

Die Ungerechtigkeit dieser Einteilung zeigen klar folgende Beispiele. Der Eigentümer von 30 Desjätinen, was die Norm für acht Seelen ist, hat 22 Desjätinen davon eingesät. Die Ernte fällt nur mittelmäßig aus und ist bei ihm nur 30 Pud auf die Desjätine. Er erntet also im ganzen 22 mal 30 Pud = 660 Pud. Die Verpflegungskommission nimmt ihm aber, da er zu der ersten

Klasse zählt, 30 mal 14 = 420 Pud, sodaß ihm nur 240 Pud verbleiben. Ein zweiter Besitzer von zwölf Desjätinen mit nur fünf Desjätinen Ausfaat hat dagegen Glück und erntet über 100 Pud auf der Desjätine. Obwohl er in diesem Falle 500 Pud erntet, so braucht er als Proletarier doch nichts abzugeben. Ein solches Verfahren und die Art und Weise, wie die Abgaben beigetrieben wurden, brachte es dahin, daß niemand mehr als fünf Desjätinen mit Ausfaat bestellte; denn die Bestellung einer größeren Fläche hatte nicht nur beständige Pladereien mit den Verpflegungsgruppen, Arrest, Vermögensbeschlagnahme, ja sogar Knutenhiebe, Rippenstöße und andere Körperverletzungen zur Folge.

Die Getreideernte von 1919 war sehr gut, der Ertrag einer Desjätine war durchschnittlich hundert Pud. Auch das Gemüse und Obst war gut und reichlich geraten. Die Ernte des Jahres 1920 war unter mittelmäßig, doch genügend, daß alle Bauern sich hätten durchschlagen und noch Samen für die Frühjahrsausfaat erübrigen können. Da kamen am 17. Dezember die sogenannten tulischen Versorgungsgruppen, die aus Tula, einer Stadt im Fabrikgebiet, kamen. Die Anführer waren, wie überall, Angehörige der „internationalen Nation“, die so ungerecht von allen Völkern verachtet wird!!! Es begann ein ganz tolles Treiben, neit schlimmer als bisher, wo alle Abgaben an Frucht, Eiern, Butter, Fleisch, Obst usw. von einheimischen Organisationen der Kommunisten erhoben wurden und auch schon häufig schwere Bedrückungen vorkamen, wenn den „Landlosen“ die Leistungen zu gering erschienen. In vielen Häusern war schon Schmahlhans Küchenmeister, und in mancher Familie wurde nur Sonntagß Brot gegessen. Trotzdem erging der Befehl, binnen drei Tagen bei Strafe des Todes und der Vermögenseinziehung die Körnerfrucht ganz, das Mehl bis auf zwanzig Pfund (sechzehn deutsche) auf den Kopf abzuliefern. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Lande an der Wolga: „Um Gotteswillen, wovon sollen wir und unsere armen Kinder leben?“ Aber es half kein Sträuben, der Befehl mußte ausgeführt werden. Nach Ablauf von drei Tagen begannen die Hausfuchungen. Da war kein Plätzchen und kein Eckchen, was den gierigen Blicken der mitleidlosen Horde entgangen wäre. Wo etwas Verstecktes gefunden ward, nahm man einfach das ganze Vermögen, mitunter sogar die ganze Hofreite in Beschlag und nannte das „Konfiszieren“. Wie solche Familien weiter leben sollten, mochte der Himmel wissen.

Da die Landbevölkerung samt und sonders nicht auf seiten der Kommunisten steht, wurden alle Mittel angewendet, um

alles Getreide, das im Herbst 1919 der Eintreibung entgangen war, in die Hände zu bekommen. Von der deutschen Bauernschaft im Wolgagebiet, die schon im Jahre 1918 für gegenrevolutionär erklärt worden war, wurde, weil die Zwangsabgabe nur wenig einbrachte, ausgesprengt, daß sie noch Unmassen an Mehl und Frucht aufgespeichert habe. Die Hausdurchsuchungen wurden überraschender, die Behandlung wurde gröber, ja sogar blutig. Scharenweise wurden die Hausväter in Arrest gebracht. Dabei kam es häufig vor, daß man die Festgenommenen bis auf die Unterkleidung auszog, den Boden der Scheuer, in die sie gebracht wurden, mitunter auch sie selber, mit Wasser begoß. Und das im Winter in Rußland bei einer Kälte von zwanzig Grad Reaumur und mehr! Hunderte bedauernswerter Bauern erlitten dieses Los. Bei ganz geringer Kost und dürftiger Kleidung mußten sie verschiedene Arbeiten verrichten, und viele, viele belamen die Knute zu fühlen. Mochten sich auch viele dabei den Tod holen, wer fragte danach?

Im Winter sah man öfters zwanzig bis dreißig Schlitten hintereinander fahren, die Arrestierte in die „Tschela“, die außerordentliche Untersuchungshaft, nach Seelmann brachten. So saßen in Katharinenstadt oder, wie es jetzt hieß, in Marystadt, einmal gleichzeitig 76 Warenburger Bourgeois, dagegen in ein paar Dörfern die ganzen Hätemänner wegen Nichterfüllung auferlegter Fruchtablieferung. Alle Fruchtspeicher wurden im buchstäblichen Sinne ausgefegt. Bei vielen wurde Vieh, Fahrzeuge und Hausinventar beschlagnahmt. „Die Bauern haben ja die Möglichkeit und Fähigkeit, auf ihre Art durchzukommen,“ dies war die beständige Rede der Kommissare. Nichts blieb von dem Vorrat und Reichtum alter Zeiten. Alles wurde fortgebracht, das Vieh in Unmassen geschlachtet. In Warenburg waren fünfzig Männer und hundert Frauen zum Schlachten von Schweinen, Rind- und Federvieh mobil gemacht worden. Das Fleisch wurde auch fortgefahren. Wie schon erwähnt, war schon Mitte Januar nur noch in wenigen Häusern Brot anzutreffen, und es wurde heimlich bei verschlossener Tür verpeist. Die Kartoffeln waren bei den meisten auch aufgezehrt. Im Herbst 1920 waren 54 000 Pud Kartoffeln erhoben worden. Sie wurden in Warenburg und Seelmann aufgestapelt, und als im November die Fröste kamen, erstor die ganze Masse, ohne daß auch nur eine einzige Kartoffel zur Nahrung dienen konnte. Ebenso ging eine Unmenge Fleisch der geschlachteten Tiere zugrunde, das wegen des Herbststunwetters nicht fortgeschafft werden konnte. Schließlich konnte nur noch das Fett zur Seifenbereitung verwendet werden.

Im Herbst 1919 war das gecrönte Korn, nur damit es nicht abgeliefert zu werden brauchte, ausgesät worden. Schon damals trauten die Leute der Behörde nicht mehr; denn ein Herbst und Winter 1918 hatten drei bis vier Vertreibungen von Getreide stattgefunden. Sogar im April 1919 wurde, als die Aussaat bereits begonnen hatte, noch einmal anderthalb Rubel auf je eine Dehjätine von dem nötigen Samen abgenommen. Das befürchteten die Bauern wieder, und es wurde darum im Herbst und Winter darauf losgewirtschaftet. Keiner dachte mehr an Spreu, wie es die deutschen Bauern von alters her gewöhnt waren. Für jedes Rubel Weizen, das sie abliefern mußten, wurden ihnen 56 Rubel ausbezahlt, während es im freien Handel schon mit drei- bis viertausend Rubel bezahlt wurde. Die hollschewitschischen Kommissare und das ganze Gefindel, das mit ihnen ins Land kam, waren mit den Regungen, die in der Seele der Bauern vorgingen, unbekannt. Sie merkten nicht, daß der Bauer lieber alles Getreide verfütterte, als der verhassten Regierung ablieferte. Sie freuten sich darüber, daß sie wohlgenährte und leistungsfähige Pferde rasch von einer Station zur anderen brachten. In der Tat, solch fettes Vieh, wie im Herbst und Winter 1919/1920 hatten die Kolonien schon seit langem nicht mehr gehabt. Allerdings gab es auch Leute, und es waren ihrer nicht wenige, die die ihnen auferlegte Abgabemenge doppelt ablieferten. Freilich hatten sie es ein Jahr später bitter zu bereuen. Alle diese Umstände führten dazu, daß im Frühjahr 1920 eine kleinere Fläche als sonst mit Getreide bestellt wurde. Nur Korn (Roggen) war im vorhergehenden Herbst gut gesät worden.

Bereits im halben Januar 1921 waren die meisten Dörfer ohne Brot. Nur wenige hatten Mittel und Wege, sich Brot zu verschaffen. Geld hatten mit geringen Ausnahmen auch nur wenige; denn für die abgelieferten Nahrungsmittel, wie Frucht, Vieh, Fleisch, Eier, Butter usw., bekamen sie erst nach langem, laugem Warten von der Regierung ihr Geld, und dabei wurden ihnen Preise gezahlt, die etwa den tausendsten Teil der im freien Handel üblichen ausmachten. Für ein Rubel Weizen wurden nur 76 Rubel bezahlt, während es Anfang Januar acht- bis zehntausend Rubel und Ende des Monats gar zwanzigtausend Rubel kostete. Die Hauptnahrung mußte das Vieh stellen. Es war ein förmliches Hinmorden des Viehes: man suchte sich eben vor dem Hunger zu schützen, so gut es ging. Aber bei den meisten reichte auch das Fleisch nicht aus.

Dazu kam, daß das Futter bei vielen aufgebraucht, bei den meisten knapp war; denn jeder Bauer war auch verpflichtet, Heu und Stroh zu liefern. Den großen Vorrat an Stroh, Spreu und

Heu hatten die Towarischtschi (Genossen) schon im Winter 1918 und 1919 weggeschafft. Damals waren alle Wind- und Wassermühlen versiegelt worden und durften nicht mahlen, sodaß nur die Motormühlen übrig blieben. Da aber das zum Treiben der Motoren notwendige Naphtha fehlte, so wurden die Dampflokomobilen bei den Bauern requiriert und mit Stroh geheizt. Stroh und Heu wurden entweder an Ort und Stelle aufgeschicht und hier verbrannt oder gepreßt und nach Saratow oder anders wohin gebracht. Das Stroh wurde auf eine Entfernung von zwanzig bis dreißig Werst herbeigeschafft. Die Bauern mußten die Fuhrn leisten. Ganze Dörfer mußten fahren. Dabei kamen auch Eulenspiegelereien und Schwabenstreiche vor. Die wirtschaftliche Lage im Winter 1920/1921 wird durch die Fruchtpreise im Privatverkehr zur Genüge charakterisiert, die für ein Pud Weizen von 8000 Rubel im Januar bereits Ende April auf 130 000 bis 150 000 Rubel gestiegen waren, dabei hielt es überhaupt schwer, ihn selbst zu diesen Preisen aufzutreiben. Das Vieh krepierete infolge Futtermangels. Jetzt sah man bei den Kommissaren und allen denen, die die Bauern fahren mußten, nicht mehr die frohen Gesichter wie im Jahre zuvor: die Fahrt von einem Dorfe zum anderen dauerte jetzt oft Stunden lang; denn der Bauer mußte neben seinem Gaul hergehen und ihn am Kopfe führen.

Die große Hungerznot, der traurige Zustand des Viehs, das, obwohl es mager und dem Verenden nahe war, viele Fuhrn — in Warcnburg im Februar 1921 — zu leisten hatte, das trostlose Daniederliegen der Wirtschaft, die Gleichgültigkeit gegenüber allem, was nicht mit der Brotfrage zusammenhing, brachte es im Jahre 1921 zum erstenmal seit dem einhundertundfünfzigjährigen Bestehen der Wolgakolonien dahin, daß das Frühjahr nahte und kein Samen, kein Futter, kein Brot und kein Wille zur Arbeit vorhanden war. Die Russendörfer südlich von Scelmann empörten sich gegen die gewissenlosen Kommunisten. Die deutschen Dörfer schlossen sich ihnen an. Anfang April gab es förmliche Schlachten. Die Bauern waren mit Knüppel und Stöcken, die Roten dagegen mit englischen Flinten und Maschinengewehren bewaffnet. Das Ende war vorauszusehen: es kam zu einer blutigen Nacht. Kein Dorf blieb verschont. Raub und Mord war gang und gäbe. Wie schon öfter in dieser blutigen Zeit, waren auch diesmal Lehrer in Gestalt eines Kriegsrevolutionstribunals die Rächer. Zu unserer Schande waren es alle Deutsche unter dem Vorsitz eines Juden. Es gibt keine Gemeinde mehr, die nicht ihren Schmerzensgottesacker hätte. Denn die auf Grund eines Urteils oder sonstwie Erschossenen durften nicht auf dem allgemeinen Friedhof beerdigt werden, es war auch

nicht erlaubt, auf ihren Gräbern ein Kreuz aufzustellen. Durch diese Maßregel wollten die Kommunisten nicht nur ihren unmittelbaren Gegner treffen, sondern auch seine Familie und Anverwandtschaft entehren und strafen. Dagegen wurde jeder gefallene Rotarmist oder Kommunist, ganz gegen deutschen Gebrauch, im Kirchgarten, womöglich an der vorderen Türe, mit großem Pomp beerdigt. Und dabei verspotteten sie doch Gott und die Kirche! Weder Alt noch Jung wurde verschont. Es gibt Kolonien, die bis siebenhundert Angehörige verloren. Viele Frauen, deren Männer das Revolutionskriegsgericht (Revoluzionnyi Wojennyi Tribunal) nicht greifen konnte, wurden nach Katharinenstadt ins Gefängnis gebracht, wo etliche dem Hunger und den Entbehrungen erlagen und starben. Viele alte Väter wurden für ihre entflohenen Söhne zum Tod verurteilt und erschossen. Bei vielen von ihnen zeigte sich so recht die wahre deutsche Heroennatur: mit nichts brachten die Roten sie zum Wanken. Mit Singen, Beten und trostreichen Reden für die mitverurteilten Brüder, die weniger stark im Glauben waren, gingen sie in den Tod. Die Roten knirschten vor Wut mit den Zähnen, hielten giftige Reden, drohten mit Hölle und Teufel, erklärten, die Dörfer der Erde gleich machen zu wollen, wenn nochmal ein Aufstand ausbräche, gleichviel, ob dann auch nur die Hälfte der Bevölkerung übrig bleibe. Und mit der Ausföhrung dieser Drohung war zu rechnen; denn die Kommunisten schrecken vor nichts zurück.

Im März und April wurden die Leichen derer, die dem Hunger zum Opfer gefallen waren, schon reihenweise fortgeschafft. In vielen Dörfern kam es vor, daß niemand da war, der sie beerdigen konnte. Dazu kam später die Cholera, die als Würgengel in Rußland ihr Spiel treibt. Verzweiflung und Angst bemächtigte sich der Gemüter der Menschen, war ja doch kein Brot, keine Ausfaat, kein Futter, fast kein Vieh vorhanden, und sahen sie doch keine Hoffnung auf Besserung und Hilfe, sondern nur überall Diebstahl, Morden und Verderben. Das alles brachte die deutschen Bauern so weit, daß um die zweite Hälfte des April ein Verkaufen, Verhandeln, Verschleudern des Vermögens und Inventars anfang, wie seinesgleichen in den Kolonien noch nicht vorgekommen war. Alles wollte fort ohne Plan und Ziel. Nur weg von der verhaßten „deutschen Arbeitskommune“ (Nemtrudkommunja*), war die Losung, man hoffte Erleichterung, sobald man den Bund (Federation, d. h. ein Teil des bundesstaatlichen Rußlands) verlassen habe.

Im Juni war die Not so groß, daß alles aufgezehrt wurde.

*) Nemezka (deutsche) trudowaja (Arbeits-) Kommunja.

was nur irgend zur Nahrung dienen konnte: Hunde, Katzen, Zieselmäuse, Ratten waren schon Delikatessen. Ein Suslik (Zieselmaus) kostete denn auch 8000 Rubel. Sogar Fleisch und Häute von gefallenem Tieren wurde gegessen. Wie Brot und Kartoffeln aussehen und schmecken, hatte man in dieser Zeit auf den Dörfern ganz vergessen. In Saratow kostete Mitte Juni schwaches vermischtes Kornschrot (Mehl) bis 350 000 Rubel das Pud. Ein Pfund ungenießbares, hartes und erdschwarzes Brot kostete 7000 Rubel. Am deutlichsten sprechen aber folgende amtliche statistische Zahlen: die Volkszählung im Juni 1921 ergab einen Bestand von 452 632 Menschen gegen 700 000 im Jahre 1914, die Viehzählung im August 1920 ergab nur noch 43 Prozent der Aufnahme von 1917.

Alle hofft auf Hilfe vom alten Vaterlande. Täglich wurden Nachrichten verbreitet von einer deutschen Kommission, die in Moskau angekommen sei, um alle Deutsche in Schutz zu nehmen. Das ist der einzige Trost. Unterdessen machte das plan- und ziellose Wandern nach allen Richtungen der Windrose gewaltige Fortschritte. Ganze Dörfer waren schon bis Mitte Juni bis zur Hälfte leer. Viele, sehr viele der Auswanderer starben auch unterwegs. Aus glaubhafter Quelle habe ich erfahren, daß viele unserer Kolonisten bei Orenburg längs der Eisenbahn von Samara bis dorthin fest lagen. Alles, was sie hatten, hatten sie verlerbt, und als ihren einzigen Erretter erblickten sie den Tod.

Das ganze Elend und der außerordentliche Rückgang der deutschen Dörfer ist in den beiden folgenden Berichten ziemlich wahrheitsgetreu, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, geschildert und durch verschiedene ihnen beigegebene statistische Tabellen klar bewiesen. Sie folgen auf Seite 47—51.

Um noch viel zu helfen, ist es meiner Ansicht nach zu spät. Wir sind aber Gott sei Dank in sicherer Lage und fühlen uns verpflichtet, nicht zu ruhen und zu rasten, solange unsere Brüder in Not und Elend sind. Es muß immer und immer wieder versucht werden, sie aus dem Elend herauszubringen.

Die Lage der Landwirtschaft in den deutschen Wolgakolonien*).

Die Missernte des vorigen Jahres (1920) schuf eine außerordentlich schwierige Lage des Gebietes der Wolgab Deutschen,

*) Bericht des Gouvernements-Saalkomitees (Gubernskij posewnoi Komitet, abgekürzt: Subposenkom) des Gebietes der Wolgab Deutschen über Ablassung von 1 050 000 Pud Roggen aus den Reichsvorräten zur Befähigung der Felder im Herbst 1921.

indem sie dort eine starke Verminderung der Aussaatfläche, einen großen Rückgang des Arbeits- und Rindviehes, das zum Teil wegen Futtermangels zugrunde ging, zum Teil von der Bevölkerung abgeschlachtet wurde, sowie ferner eine große Hungernot zur Folge hatte. Die Hungernot war wiederum die Ursache, daß die Bevölkerung in Massen in andere Gouvernements floh und ihr ganzes Vermögen vom Gebäude bis zum letzten beweglichen Stück zu Spottpreisen verkaufte, und zwar taten dies nicht nur die Flüchtlinge, sondern auch die am Platze Zurückbleibenden. Die Schwankungen der Aussaatfläche für die letzten fünf Jahre veranschaulicht die beiliegende Tabelle. (Siehe Anlage 1, S. 47.)

Wie man aus dieser Tabelle entnehmen kann, vergrößerte sich die Aussaatfläche durch den Aufbau der Wirtschaft nach Beendigung des imperialistischen Krieges im Jahre 1918 gegenüber 1914 um 14 Prozent. Das Jahr 1920 brachte eine Verminderung der Aussaatfläche gegenüber 1919 um 10,2 Prozent, das Jahr 1921 eine solche von 67,8 Prozent gegen 1919 und von 64 Prozent gegen 1920. Das ist eine gewaltige Verminderung. Der Unterschied tritt aber noch deutlicher zutage, wenn man die Verminderung der Herbst- und Frühjahrsausaat im einzelnen betrachtet. Während sich die Aussaatfläche von Roggen im Jahre 1921 um 14,8 Prozent gegen 1920 verminderte, nahm die Frühjahrsausaatfläche um 83,5 Prozent, die Aussaatfläche des Weizens, der Hauptsommerfrucht des Gebietes, dagegen um 91,3 Prozent ab. Der große Unterschied zwischen den Anbauflächen der Winter- und Sommerfrucht erklärt sich dadurch, daß die Bevölkerung im Herbst noch Saat Korn hatte und bestrebt war, so viel wie möglich zu säen, weil auf die Frühjahrsausaat wenig Hoffnung war. Außerdem waren die Gouvernementslandabteilungen, die außerordentliche Kommission (Tschreswirtschajinaja Kommissia) für die Bestellung der Herbstausaat und das Gouvernementsverpflegungskommissariat bemüht, mit Zwangsmitteln die Aussaatfläche vor Verminderung zu schützen. So war den Mühlen das Mahlen von Roggen während der Saatzeit untersagt, ferner wurden zwangsweise Verteilungen von Saat Korn vorgenommen. Aus den Reichsvorräten wurden 105 000 Pud Saat Korn ausgegeben, was zur Bestellung von 21 000 Desjätinen hinreichend war.

Bis zum Frühjahr hatte sich die Lage gänzlich verändert. Weil nach der energischen Herbstbestellung kein Korn übrig geblieben war, war die Bevölkerung gezwungen, im Winter von Sommerfrucht zu leben, außerdem waren aus dem Gebiet 1 138 276 Pud Frucht beigetrieben worden (s. Anlage 3, S. 48). Die ganze Ernte des Jahres 1920 war nach der Berechnung der Gouvernementslandabteilung auf 3 030 000

indem sie dort eine starke Verminderung der Aussaatfläche, einen großen Rückgang des Arbeits- und Nutzviehes, das zum Teil wegen Futtermangels zugrunde ging, zum Teil von der Bevölkerung abgeschlachtet wurde, sowie ferner eine große Hungernot zur Folge hatte. Die Hungernot war wiederum die Ursache, daß die Bevölkerung in Massen in andere Gouvernements floh und ihr ganzes Vermögen vom Gebäude bis zum letzten beweglichen Stück zu Spottpreisen verkaufte, und zwar taten dies nicht nur die Flüchtlinge, sondern auch die am Platze Zurückbleibenden. Die Schwankungen der Aussaatfläche für die letzten fünf Jahre veranschaulicht die beiliegende Tabelle. (Siehe Anlage 1, S. 47.)

Wie man aus dieser Tabelle entnehmen kann, vergrößerte sich die Aussaatfläche durch den Aufbau der Wirtschaft nach Beendigung des imperialistischen Krieges im Jahre 1918 gegenüber 1914 um 14 Prozent. Das Jahr 1920 brachte eine Verminderung der Aussaatfläche gegenüber 1919 um 10,2 Prozent, das Jahr 1921 eine solche von 67,8 Prozent gegen 1919 und von 64 Prozent gegen 1920. Das ist eine gewaltige Verminderung. Der Unterschied tritt aber noch deutlicher zutage, wenn man die Verminderung der Herbst- und Frühjahrsausaat im einzelnen betrachtet. Während sich die Aussaatfläche von Roggen im Jahre 1921 um 14,8 Prozent gegen 1920 verminderte, nahm die Frühjahrsausaatfläche um 83,5 Prozent, die Aussaatfläche des Weizens, der Hauptfrucht des Gebietes, dagegen um 91,3 Prozent ab. Der große Unterschied zwischen den Anbauflächen der Winter- und Sommerfrucht erklärt sich dadurch, daß die Bevölkerung im Herbst noch Saatkorn hatte und bestrebt war, so viel wie möglich zu säen, weil auf die Frühjahrsausaat wenig Hoffnung war. Außerdem waren die Gouvernementslandabteilungen, die außerordentliche Kommission (Tschreswirschajna Kommissia) für die Bestellung der Herbstausaat und das Gouvernementsverpflegungskommissariat bemüht, mit Zwangsmitteln die Aussaatfläche vor Verminderung zu schützen. So war den Mühlen das Mahlen von Roggen während der Saatzeit untersagt, ferner wurden zwangsweise Verteilungen von Saatkorn vorgenommen. Aus den Reichsvorräten wurden 105 000 Pud Saatkorn ausgegeben, was zur Bestellung von 21 000 Desjätinen hinreichend war.

Bis zum Frühjahr hatte sich die Lage gänzlich verändert. Weil nach der energischen Herbstbestellung kein Korn übrig geblieben war, war die Bevölkerung gezwungen, im Winter von Sommerfrucht zu leben, außerdem waren aus dem Gebiet 1 138 276 Pud Frucht beigetrieben worden (s. Anlage 3, S. 48). Die ganze Ernte des Jahres 1920 war nach der Berechnung der Gouvernementslandabteilung auf 3 030 000

Jeder Rückgang des Viehbestandes ist für die Wirtschaft des Gebietes weit gefährlicher als eine Verminderung der Auszucht, da bei genügendem Viehbestand die Auszucht leicht vergrößert werden kann. Dagegen beansprucht es einen ziemlich langen Zeitraum, den Viehbestand zu heben und den in neun Monaten eingetretenen Verlust wieder auszugleichen. Die Hauptursachen des Viehverlustes sind: Absterben infolge Futtermangels, Lieferungen an den Staat und Abschachtung des Viehs zum Selbstverbrauch.

Abgesehen davon, daß zur Zeit viel Vieh geschlachtet und gegessen wird, ist die Verpflegungsfrage in diesem Augenblick brennend. Wir wollen an dieser Stelle bei der Beschreibung des Hungers, den die Bevölkerung dieses Gebietes leidet, nicht länger verweilen*, sondern bemerken nur, daß die Hungersnot eine gewaltige Auswanderung nach sich gezogen hat. So sind bis zum 10. Juni d. J. schon 5820 Familien — 34 000 Seelen ausgewandert, was 9 Prozent der ganzen Wirtschaften und 7½ Proz. der gesamten Bevölkerung des Gebietes ausmacht. Augenblicklich beläuft sich nach der Angabe der Außerordentlichen Kommission zur Untersuchung der Hungersnot die Anzahl der Hungernden auf 299 012, das sind 66,2 Prozent der gesamten Bevölkerung. Den Hungertod sind gestorben 4129 Menschen.

Ist somit die wirtschaftliche Lage des Wolgagebietes in diesem Augenblick außerordentlich schwierig, so verschärft sich diese Lage noch dadurch, daß zu der Verminderung der Auszuchtfläche noch eine vollständige Mißernte in diesem Jahre (1921) hinzukommt, sodaß auch diese Ernte keine Erleichterung bringt. Nach den Angaben der sachmännischen Kommission, die zur Abschätzung der Ernte das Wolgagebiet bereiste, und denen des Statistischen Büreaus sind die Aussichten der diesjährigen Ernte die folgenden: Von den 135 350 Desjätinen Roggenauszuchtfläche, wo die Ernte schon am 15. Juni begonnen hatte, sind durch Trockenheit 59,6 Prozent gänzlich verloren gegangen, so daß noch 45 078 Desjätinen bleiben. Der Stand dieses Roggens nach dem Fünfsaßsystem** ist mit 1 zu bezeichnen und als Durchschnittsertrag einer Desjätine 5 Pud anzunehmen. Von den im ganzen Gebiete in diesem Jahre gesäten 34 219 Desjätinen Weizen, Gerste und Hafer sind 65,3 Prozent gänzlich verloren. Der Ertrag der Sommerfrucht beträgt auf die Desjätine vier Pud. Hirse wurden 13 625 Desjätinen ausgesät, infolge der Trockenheit ging ein Teil davon

*) Die Hungersnot ist beschrieben in dem Bericht der Außerordentlichen Kommission zur Untersuchung der Hungersnot (S. 25—28) und den Tabellen 4 und 5 (S. 49 u. 50).

***) Nach den in den russischen Schulen eingeführten Notizen 1—5 bedeutet 1 ungenügend, 5 ausgezeichnet.

gar nicht auf, ein anderer ging zwar auf, vertrodnete aber zu 73,6 Prozent, die übrig gebliebenen 3064 Dehjätinen gaben einen Ertrag von 8 Pud auf die Dehjätine.

Die schwere wirtschaftliche Lage des Wolgagebietes wird von der neuen Ernte keine Besserung, sondern umgekehrt in kurzer Zeit eine weitere Verschlechterung erfahren. Die Mäherate des vorigen Jahres hatte den ganzen Vorrat und alle Hilfsquellen der Wirtschaft erschöpft, alles übrige Inventar, alle wirtschaftlichen Geräte sind verkauft und der Erlös daraus verzehrt. Augenblicklich wird auch der übrige Rest des Inventars, werden Gebäude und Kleider ausverkauft, mit einem Worte, die Vernichtung der einzelnen Wirtschaften geht in raschem Tempo und mit steigendem Fortschreiten vor sich. Die Brotnot zwingt zum Abschachten des Viehs, das auch infolge des großen Futtermangels ebenfalls vermindert wird. Heu gab es gar keines. Daher ist es klar, daß die Bevölkerung zum Frühjahr 1922 keine Aussaat bestellen kann. Wenn man noch auf den vom Staate abgelassenen Samen zur Frühjahrsbestellung rechnen kann, so kann man es dagegen nicht auf Ueberlassung von Futter, um das Vieh zu überwintern. Auf diese Weise droht der Wirtschaft eines ganzen Gebietes von 1 000 000 Dehjätinen Ackerfläche und 700 000 Dehjätinen Aussaat völlige Zerstörung und gänzlicher Untergang, früher dagegen hatte dieses Gebiet dem Staat selbst bei mittleren Ernten eine Masse Frucht geliefert, unter der der türkische Weizen einzig in seiner Art war. Außerdem wurde in diesem Gebiet eine große Menge Vieh gezüchtet, von dessen Fleisch große Gebiete (Rayons) versorgt wurden. Dieses alles muß das Wolgagebiet und somit auch die Republik entbehren, wenn nicht sofort energische Maßnahmen zur Erhaltung der Wirtschaften ergriffen werden.

Eine Möglichkeit zu ihrer Erhaltung gibt es, und diese besteht in der Sicherung der Herbstsaat. Zur Zeit besitzt das Gebiet, wie aus der Anlage 2 (S. 48 f.) ersichtlich ist, noch 67 673 Arbeitspferde, 7846 Arbeitsochsen und 4367 Kamele. Dieses alles in Pferdekraften umgerechnet macht 75 973 Stück Arbeitsvieh, das augenblicklich in gutem Zustande ist. Aus der Tabelle 6 (S. 51) ist ferner zu entnehmen, daß zur Zeit noch 22 947 brauchbare Pflüge, 430 900 Eggen und 1243 Sämaschinen vorhanden sind. Diese verteilen sich auf eine Bevölkerung von nicht weniger als 400 000 Köpfen, die sich schon seit einhundertundfünfzig Jahren ausnahmslos mit Landwirtschaft beschäftigt. Gut zur Kornausaat vorbereitetes Land gibt es auch in genügender Menge, nämlich der Teil des im Herbst zur Frühjahrsausaat vorbereiteten Landes, der wegen Saarmangels aber nicht bestellt werden konnte, und alles Land, das

mit den infolge der Trockenheit nicht aufgegangenen Hirsen und Haffrüchten bestellt war.

Der Weg, auf dem das Wolgagebiet und seine Wirtschaften erhalten und vor der gänzlichen Vernichtung gerettet werden können, besteht darin, daß alle diese Mittel in vollem Maße ausgenutzt werden. Das Gebiet muß mit einer solchen Menge Saatgut versorgt werden, daß jede Arbeitskraft des Viehes, des Inventars und der Bevölkerung voll ausgenutzt und eine so große Ausfaat bestellt wird, daß deren Ertrag bei mittlerer Ernte die Bevölkerung und einigermaßen auch das Vieh ernähren kann. Mit dem jetzigen Viehbestande können leicht 230 000 Desjätinen Roggen — drei Desjätinen auf den Kopf Arbeitsvieh — bestellt werden, was bei unseren Verhältnissen leicht möglich ist; denn die gute Saezeit erstreckt sich auf einen ganzen Monat, vom 15. August bis zum 15. September, und das Land ist beinahe zur Saat fertig vorbereitet. Das nötige Inventar und die nötige Arbeitskraft sind auch vorhanden, weil das Volk wegen der Mißernte von Erntearbeiten ganz frei. Läßt man die Ausfaat vom Frühjahr 1922 ganz außer acht, oder rechnet man für sie nur eine ganz geringe Ausfaatfläche, dann müßte die Ausfaatfläche, um ein Jahr lang die Ernährung der Bevölkerung, die Erhaltung des Viehbestandes, eine neue Herbstfaat und die Staatsabgaben zu sichern, nicht weniger als 230 000 Desjätinen betragen. Diese Fläche erträgt bei mittlerer Ernte in unserem Gebiet 30 Pud auf der Desjätine, zusammen also 6 900 000 Pud. Zur Ernährung der Bevölkerung braucht man für ein Jahr 4 800 000 Pud, d. h. ein Pud auf den Kopf der Bevölkerung monatlich. Für die Bestellung der Herbstausfaat sind 1 115 000 Pud erforderlich. Um das Vieh einigermaßen durchzuhalten, bedarf man 500 000 Pud, die noch übrigen 450 000 Pud werden als Staatsabgaben geschüttet.

Nur so, bei einer Ausfaat von mindestens 230 000 Desjätinen, kann das Gebiet der Wolgadeutschen bestehen.

Indessen hat die Bevölkerung infolge der Mißernte kein eigenes Saatgut, und nur mit Anstrengung aller Kräfte hofft das Gouvernementssaatkomitee, mit der hiesigen Frucht, wobei jedes Pud aus den Wirtschaften genommen wird*, 20 000 Desjätinen einzusäen. Zur Bestellung der anderen 210 000 Desjätinen ist kein Samen vorhanden. Der „Gubposewkom“ (Gouvernementssaatkomitee) bittet deshalb das „Narkowsew“** (Volkskommissariat der Landwirtschaft), dem Wolgagebiet zur Bestellung der eben genannten Fläche aus Staatsvorräten 1 050 000 Pud Korn

* d. h. unter Einsetzung des letzten Puds.

** Narkobntsi (Volks-) Kommissariat (Kommissariat), Semstwo (Landwirtschaftl.).

abzulassen. Mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse des Gebietes ist es sehr wichtig, daß die Roggenausaat zur Zeit bestellt wird. Der „Guhposchkom“ bittet deshalb, alle Anweisungen so ergehen zu lassen, daß das Korn nicht später als bis zum 1. August an den Bahnhöfen und den Anlandestellen der Schiffe anlangt. Die Bewilligung der angegebenen Menge Saatkorn für das Wolgagebiet gibt der Bevölkerung die Möglichkeit, weiter zu bestehen, rettet die Wirtschaften vor dem völligen Zusammenbruch, verringert in bedeutendem Maße die Auswanderung und schützt die Gegend vor dem Aussterben der Bevölkerung.

Das Gouvernementssaatkomitee bittet deshalb nochmals ausdrücklich um die unbedingt nötige Ueberlassung von 1 050 000 Pud Saatkorn in seine Verwaltung.

Die Hungernden im Gebiete der Wolga- deutschen*).

In dem ganzen Wolgagebiete herrschte schon seit Oktober vorigen Jahres (1920) ein großer Mangel an Nahrungsmitteln. Brot fehlte in den meisten Dörfern zu Beginn des neuen Jahres. Deshalb war die Bevölkerung gezwungen, schon zu dieser Zeit zur Schlachtung des Viehes, die später in eine förmliche Massenschlachtung ausartete, überzugehen. Die Regierungsstellen konnten keine Hilfe gewähren. Ein kleiner Teil der Bevölkerung konnte sich mit eigenem Brote bis Ende Februar durchschlagen. Aber auch dieser wurde schließlich gezwungen, sein Vieh abzuschlachten, sein Inventar zu verkaufen usw. Zur Zeit, d. h. im Mai und Juni 1921, konnte folgendes Bild festgestellt werden: Ein großer Teil der Bevölkerung, vor allem ihre ärmere und mittlere Schicht, die schon alles Inventar und bewegliches Vermögen verkauft und vertauscht hat, stirbt aus; denn sie hat durchaus keine Möglichkeit, im freien Handel Brot zu erwerben. Ein kleiner Prozentsatz der Bevölkerung, der die früher Wohlhabenden umfaßt, lebt ausschließlich von seinen Bauernwirtschaften. Dank der gewaltigen Nachfrage nach Brot haben Gebäude, Inventar, Kleidungsstücke ihren Wert ganz verloren. So wird zum Beispiel eine Nähmaschine für einen Laib Brot hergegeben. Der große Hunger, die fehlende Hoffnung auf eine Ernte und

*) Bericht der Außerordentlichen Gouvernements-Kommission zur Erforschung der Hungersnot im Gebiet der Wolgadeutschen. Die Kommission sammelte statistisches Material, indem sie die am meisten durch den Hunger heimgeführten Dörfer aufsuchte.

auf Hilfe von außen — alles das zwingt die Bevölkerung, alles im Stich zu lassen und zu flüchten nach Sibirien, Turkestan, dem Kaukasus und wohin es sonst noch sei. Welchen Umfang diese sogenannten Auswanderungen schon erreicht haben, zeigt das Schönerer Gebiet (Paninskij Rajon), aus dem schon 656 Familien, d. h. 10 Prozent der gesamten Bevölkerung des Kreises, geflüchtet sind. Zur Zeit nimmt die Flucht einen panischen Charakter an und gewinnt täglich an Ausdehnung. Zur Nahrung dienen der Bevölkerung gegenwärtig Gras, Zwiebeln, Knoblauch, Mais, Hunde, Katzen, Matten, Frösche, Zieselmäuse, Fgel, an der Wolga zusammengesessene krepierete Fische. Ein kleiner Teil der Bevölkerung verzehrt das letzte Arbeits- und Milchvieh.

Die Kommission hat Fälle festgestellt, wo ganze Familien nicht imstande waren, sich zu bewegen. Aufgeschwollen lagen die Menschen in ihren Häusern und verzehrten ihre eigenen Auswurfstoffe. Obgleich in einigen Dörfern Volkstüchen errichtet waren, so konnten doch nur 30 Prozent der Bevölkerung von ihnen gespeist werden, und diese nur sehr mangelhaft und kärglich. Zur Veranschaulichung der Zustände seien einige Auszüge aus den Berichten der Bezirkskommissionen über die Hungernenden angeführt:

Oberkarmener Gebiet: Die Bevölkerung nährt sich größtenteils von Gras, unreifen Beeren, Hunden, Katzen. Die Hauptnahrungsmittel bilden Zieselmäuse und Matten. In einem Dorfe war eine ganze Familie aufgeschwollen und der Sprache unfähig. Hoffnung auf Rettung hatte sie keine mehr.

Schöndorfer Gebiet: Dort dienen zur Nahrung Zieselmäuse, verschiedene Gräser, Häute und sogar Mais. In sehr kurzer Zeit werden die Menschenstelette so herumliegen wie heute schon die Gerippe des Viehes. Die Kinder, besonders die Brustkinder, sterben alle weg.

Krasnojarsker Gebiet: Bei der Untersuchung wurde festgestellt, daß die Mehrheit der Bevölkerung die verfaulenden Kartoffeln der Ernte von 1920 von den Feldern zusammenliest und sich davon nährt. Ferner dienen Milch, Sauerampfer, Zwiebeln, Rübenblätter, grünes Obst und Pferdefleisch zur Nahrung. Brot und Kartoffeln kennt man schon lange nicht mehr.

Antonener Gebiet: Nach den gesammelten Angaben sind von Frühjahr bis jetzt 510 Menschen an Hunger gestorben. Die Zahl der schwer unter dem Hunger Leidenden beträgt 22 197. Der größte Teil der Bevölkerung schlachtet das letzte Vieh ab und nährt sich von dessen Fleisch, daneben von Milch, Wurzeln, Hunden, Katzen, Zieselmäusen und sogar von Mais. 1250 Familien haben auf der Suche nach Brot ihre Wirtschaften

verlassen. Die Ernteausichten sind sehr gering, der größte Teil des Roggens ist ausgebrannt, der Weizen brennt auch an, und überdies umfaßt seine Aussaatfläche nur etwas mehr als 1000 Desjätinen. Das Futtergras ist vertrocknet. Das Vieh magert ab, die Milcherzeugung ist auf die Hälfte gefallen. Stellenweise zeigen sich Heuschrecken.

Schöner Gebiet: Ausgewandert sind 656 Familien, das sind 10 Prozent der Bevölkerung des Gebietes. Die Flucht aus dem Gebiete nimmt von Stunde zu Stunde zu. Besonders scharf fehlte der Hunger im Februar und März ein. Seit dieser Zeit bis zum 15. Juni starben an Hunger im Schöner Kreise 498 Menschen. Die Nahrung der Hungernden ist dieselbe wie oben. Die frisch gesteckten Kartoffeln graben sie aus.

Gebiet Leichtling (Ober-Slawinskij-Rajon): Die Rostküchen können nur 30 Prozent der Bevölkerung versorgen, die übrigen 70 Prozent schwellen an und sterben. Zur Nahrung dienen verschiedene Ersatzmittel, wie Dalkuchen, Gras, verendetes Vieh u. dgl. m. Ganze Wirtschaften werden losgeschlagen. Für ein gebackenes Brot wird eine Nähmaschine hergegeben. Ein im Jahre 1910 erbautes Holzhaus wird einem Towarischtsch (Genossen) für 10 Pud Weizen verkauft, eine Nähmaschine für ein Pud Mehl vertauscht.

In dem Dorfe Niedermenschuh nähren sich tatsächlich 90 Prozent der Hungernden von den Häuten des geschlachteten und verendeten Viehes, von Stengelsamen, Hunden, Raben u. dgl. m. Die Todesfälle nehmen von Tag zu Tag zu, so stellen wir heute zehn Fälle des Hungertodes fest. Die Bevölkerung hungert in einem Maße, daß sie entkräftet und arbeitsunfähig wird. Es besteht die Gefahr, daß die Felder unbearbeitet liegen bleiben. Ganz besonders bedauernswert sind die Kinder. Sie sterben massenhaft, und nur ein kleiner Teil kann in den Rippen ernährt werden. Die wohlhabendere Schicht der Bevölkerung schlägt sich von Tag zu Tag durch, indem sie ihr letztes Vermögen verkauft oder vertauscht. Das führt zum Verfall der Bauernwirtschaften und zur Untergrabung ihrer Existenz.

Orlowkoier Gebiet: Um weiterleben zu können, ist die Bevölkerung gezwungen, ihr letztes Arbeits- und Milchvieh abzuschlachten. Das bewegliche Inventar und Kleidungsstücke werden gegen Brot umgetauscht. Vom 5. bis zum 8. Juni wurden 28 Fälle von Hungertod eingetragen, und zwar handelte es sich bei den meisten um Männer.

Von der Kommission wurden folgende erschütternde Fälle festgestellt: In einem Hause fand sie eine Frau, die, nachdem sie geboren hatte, am Hunger starb. In dem anderen Zimmer

lag eine vom Hunger dahingeraffte tote Frau, in einer Ecke entdeckte sie vier Kinder im Alter von sieben bis siebzehn Jahren, die an den Knochen eines vor ein paar Tagen geschlachteten Hundes nagten. Der Zustand dieser Kinder war der denkbar traurigste: alle vier waren ausgehungert, angeschwollen, entkräftet und nicht mehr fähig, sich frei zu bewegen. Beim Eintreten in ein drittes Haus strömte der Kommission Leichengeruch entgegen: im Zimmer lag in einem Sarg die tote Mutter, deren Mann erst vor einigen Tagen ein Opfer des Hungers geworden war. Die Kinder waren ohne Aufsicht. Eine Verwandte bereitete ihnen aus verfaulten Kartoffeln eine Speise.

In einem vierten Hause traf die Kommission die Eltern geschwollen und unfähig, sich frei zu bewegen, an. Sie lagen schon einige Tage auf dem Boden mit ihren beiden Töchtern von vierzehn und siebzehn Jahren. Auf unsere Frage, was sie wollten, gaben sie zur Antwort: „Wir haben zu Gott gebetet und warten jetzt auf den Tod.“ Sie hungern von März an, nähren sich von verschiedenen Kräutern, Zwiebeln und Hundem. Die Kommission hat Fälle festgestellt, wo Leute, die nichts hatten und auch nichts zu essen finden konnten, sich von Fröschen, Kröten, Speln usw. nährten. Es kam auch vor, daß hilflose, verlassene Kranke ihre Auswurfstoffe unter sich herausnahmen und verzehrten. Die Kommission könnte eine unbegrenzte Zahl solcher Fälle aufzählen. Alles in allem, die Bevölkerung des Wolgagebietes macht eine furchtbare Hungernot durch. Eine außerordentliche rasche und große Hilfe ist notwendig, sonst wird das ganze Gebiet vernichtet werden und jahrzehntelange Arbeit zur Wiederherstellung nötig sein.

Die Rückkehr der Urenkel.

Von Alexander Schid.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der Verfasser der folgenden Schilderung, Herr Alexander Schid aus Galka, geboren am 13. April 1875, ist Ende August 1921 aus seinem Heimatort an der Wolga in Deutschland eingetroffen. Auf acht Planwagen hat er das ganze europäische Rußland durchquert. Er war der erste gewesen, der über die Vorgänge in den Wolgakolonien im Sommer 1921, worüber bis dahin nur briefliche und Zeitungsnachrichten vorlagen, aus eigener Erfahrung und eigener Sicht berichten konnte. Diese schwerste Zeit, die die Kolonien während ihres mehr als anderthalbjähr-

hundertjährigen Bestandes gesehen haben, ist durch eine Abwanderung der Bevölkerung infolge des Mangels an Nahrungsmitteln gekennzeichnet. Herr Schick suchte die Flucht aus den Hungergebieten in eine geordnete Abwanderung zu organisieren, und blickt trotz aller schweren Schicksale, die die Kolonien in der letzten Zeit betroffen haben, viel hoffnungsvoller in die Zukunft als die meisten Briefe, die aus jenen Gegenden eingetroffen sind.

Herr Schick, ein sehr befähigter und tüchtiger Mann, hat in den Kolonien eine führende Rolle gespielt und genießt das größte Vertrauen der Wolgakolonisten. Er sieht nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft. Er ist ein sehr fortschrittlicher Landwirt und gehört zu den führenden Geistern in Galka. In der im Text erwähnten Schrift von Mag Praetorius über diese Kolonie beruhen die angeführten tatsächlichen Mitteilungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Galka zur Zeit der Abfassung der Arbeit auf seinen Angaben. (Vgl. daselbst S. 45, 50 f., 62, 64.)

Dem folgenden Aufsätze, der mehr ist als ein bloßer Reisebericht, liegen eigne Aufzeichnungen von Herrn Schick und stenographierte Notizen über das zugrunde, was er dem Unterzeichneten während seines Aufenthaltes in Darmstadt vom 6. bis 9. September erzählte. Rührt auch die Redaktion dieses Stoffes von dem Herausgeber her, so hat doch Herr Schick um so mehr als Urheber zu gelten, als die redaktionelle Tätigkeit sich ganz auf die äußere Form beschränkte und sich bemühte, den Wortlaut der eigenen Aufzeichnungen und der mündlichen Erzählung möglichst beizubehalten.

Wer es nicht aus Erfahrung weiß, glaubt es nicht, wie fest die Wolgakolonisten an ihrem Deutschtum und vor allem an ihrer Sprache festgehalten haben. Ihre heimatliche Mundart haben sie ganz unverfälscht bewahrt. Wer sie sprechen hört, kommt auch nicht im entferntesten auf den Gedanken, daß ihre Wiege weit im Osten an der Wolga gestanden habe.

Herr Schick ist zum erstenmal in Deutschland. Er hat die Fahrt nach Süddeutschland dazu benutzt, um einmal den Ort kennen zu lernen, von dem sein Urgroßvater vor mehr als 150 Jahren ausgewandert war. Er fand dort noch Angehörige seiner Familie vor und konnte sogar noch Familienähnlichkeiten mit sich in deren äußerer Erscheinung feststellen. Die Kolonisten stammen fast ausnahmslos aus Süddeutschland, und ein besonders großer Prozentsatz — etwa die Hälfte — leitet ihren Ursprung aus dem Gebiet des heutigen Hessens her.

Zwischen Saratow im Norden und Kamyschin im Süden durchströmt die untere Wolga ein Gebiet, das von Deutschen besiedelt ist. Zu beiden Seiten des Flusses liegen 204 große deutsche Dörfer. Der Reisende glaubt sich dort nach Deutschland versetzt: die Dörfer haben ein durchaus deutsches Aussehen, und die Bewohner sprechen unverfälschte süddeutsche Mundarten. Es sind die sogenannten Wolgadeutschen, von denen man bisher in Deutschland gemeiniglich fast nichts oder nur sehr wenig wußte. Ihre Vorfahren, meist aus dem Gebiet der heutigen Staaten Hessen und Baden stammend, wanderten in den Jahren 1763 und 1764, den Verheißungen der russischen Kaiserin Katharina II. folgend, dorthin aus. Das rechte Ufer (Gouvernement Saratow), durch hohes bewaldetes Gebirge gebildet, wird daher Bergseite genannt, das gegenüberliegende, östliche (Gouvernement Samara) dagegen Wiesenseite, weil es sich völlig eben wie eine Wiese bis fast an das Uralgebiet hinzieht. Der Boden ist auf beiden Seiten sehr gut, auf der Wiesenseite geht der schwarze Boden stellenweise zwei Meter tief. Er ist so fett, daß er nicht gedüngt zu werden braucht.

Auf diesem Gebiete waren die Kolonisten sich selbst überlassen. Von einer Steppe mit Nomadenvölkern wie Kirgisen und Kalmliten umgeben, waren sie vielfachen räuberischen Angriffen ausgesetzt. Sie litten anfangs sehr unter diesen Verhältnissen, häufig wurden sie beraubt, ja es kam auch vor, daß sie in Gefangenschaft geführt und in die Sklaverei nach Mittelasien verkauft wurden. Da hieß es im Kampf gegen die rauhen Horden zusammenhalten. In schwerer Arbeit errichteten sich die Kolonisten Wohnungen, bearbeiteten das Feld und schafften sich auch Vieh an. Bald jedoch wurden die Kolonisten all der Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten, Herr; denn sie hatten aus Deutschland Ausdauer und Fleiß mitgebracht. Mitgebracht haben sie auch die Liebe zur deutschen Heimat, und sie haben diese Liebe bewahrt; trotzdem daß anderthalb Jahrhunderte seit der Auswanderung verfloßen sind, sind sie rein deutsch geblieben und haben ihre alten Sitten, ihre Gebräuche, ihre Volkslieder und ihren Glauben bewahrt. Der größere Teil von ihnen ist lutherisch, die Minderzahl katholisch. Die Zahl der Kolonisten belief sich zur Zeit des Kriegsausbruchs auf 800 000 Seelen. Das von ihnen bebaut Land nahm einen Raum von drei Millionen Dessjätinen*) ein. Allgemein herrschte Wohlstand: es war Land in Ueberfluß vorhanden, wo sich der Fleiß der Kolonisten betätigen konnte.

*) 1 Dessjätine = 1,0925 Hektar.

Der wirtschaftliche Aufschwung der Kolonien ist mit ein Verdienst der deutschen Landwirte, die das Landesamt dorthin kommen ließ. Bei Kriegsbeginn wurden diese als Zivilgefangene nach Sibirien geschleppt. Die Landwirtschaft in den Kolonien bezog die notwendigen Maschinen, wie Pflüge, Eggen, Sä- und Mähmaschinen, Pferdegeräthe, fast ausschließlich aus der Maschinenfabrik von Eckert und Sack in Berlin und die Dreschmaschinen von Heinrich Lanz in Mannheim. Auch Dieselmotoren wurden aus Deutschland bezogen.

Auf der Bergseite beschäftigte man sich im Winter neben der Landwirtschaft mit der Weberei. Es arbeiteten Tausende von Handwebstühlen. Auf ihnen wurde eine Art Kattun, der sogenannte Sarpinka, hergestellt. Das Material lieferten die Fabrikanten. Die größten Webereien betrieben die Gebrüder Schmidt in Messer sowie Bender und Borel in Balzer. Beide Orte sind in der Nähe von Saratow gelegen. Diese Fabriken bezogen die Baumwolle direkt aus Turkestan und ließen sie in einer besonderen Fabrik bei Saratow für die Weber zubereiten. Diese Textilindustrie hat in dem Krieg einen bedeutenden Aufschwung genommen und eine große Wichtigkeit erlangt, weil damals anderswoher keine Stoffe zu bekommen waren. Nach Beendigung des Krieges wird sie allerdings wieder in den bescheideneren Rahmen, den sie vorher eingenommen hatte, zurückkehren.

Vielleicht das wichtigste Element, das zu der Erhaltung des Deutschtums in den Kolonien beitrug, war die Religion und insbesondere die deutsche Predigt. Die lutherische Mehrzahl der Kolonisten bezog anfangs ihre Geistlichen oder, wie sie dort genannt werden, ihre Pastoren aus den Ostseeprovinzen, seit etwa 25 Jahren sind aber die Pastoren auch Wolgadeutsche, die in Dorpat ihre theologische Ausbildung erhalten hatten.

Meine Vorfahren stammten aus Bischofsheim im Kraichgau, dem heutigen Neckarbischofsheim. Mein Urgroßvater, Georg Phil. Schid, daselbst geboren am 30. Sept. 1757 als Sohn des Landwirts Ludwig Schid, war als Knabe mit seinem älteren Bruder Nikolaus nach Rußland ausgewandert. Er starb im Alter von 94 Jahren und hat durch seine Erzählungen viel dazu beigetragen, daß die Erinnerung an die ersten Zeiten der Wolgakolonien in meiner Familie erhalten blieben. Die Kolonie Galka, etwa 40 Werst nordöstlich von Kamyschin, auf dem rechten Wolgaufer gelegen und vor dem Kriege rund 3500 Einwohner zählend, wurde von schwedischen Gefangenen zur Zeit Peters des Großen gegründet. Die Schweden vermischten sich bald mit den deutschen Ankömmlingen und verschwanden auf diese Art. Noch in der

zweiten Generation war die Sehnsucht nach dem deutschen Mutterlande wach.

Die Kolonie Galka hat der aus Riga stammende Max Praetorius zum Gegenstand einer besonderen Arbeit gemacht, die unter dem Titel „Galka, eine deutsche Ansiedlung an der Wolga“ im Jahre 1912 als Leipziger Dissertation gedruckt wurde. Der hoffnungsvolle junge Verfasser — er war am 25. März 1885 geboren — hatte von 1906 bis 1912 in Göttingen, Freiburg und Leipzig Nationalökonomie studiert und fiel im Jahre 1914 bei Rowno. —

Einst machten sich einige Kolonisten aus dem Dorfe auf den Weg, um nach Deutschland zurückzuwandern, allein auf einer Wolgainfel unweit Kamyschin traf sie das Unglück, von Räubern überfallen und ermordet zu werden. Daher führt diese Insel noch heutigen Tages den Namen „Mordinsel“. In der Folgezeit lockerte sich der Zusammenhang mit der Heimat, da die Verbindung mit ihr unter den damaligen Verkehrsverhältnissen zu schwer und unsicher war.

Seit meinem 18. Lebensjahre war ich Lehrer der russischen Sprache an der Gemeindeschule zu Galka. Nach einem im Jahre 1888 erlassenen Gesetze mußte in allen Schulen in Rußland die Landessprache gelehrt werden, und im Jahre 1892 wurden alle Schulen, die dieser Vorschrift noch nicht nachgekommen waren, mit zwangsbeweisener Schließung bedroht. So mußten denn auch die Wolgadeutschen ihre Kinder in den Volksschulen russisch lernen lassen. Es hielt schwer, geeignete Lehrer hierfür unter ihnen zu finden; denn nur wenige unter ihnen beherrschten die russische Sprache so, daß sie darin Unterricht hätten erteilen können. Mein Vater, der zwar auch kein Russisch verstand, aber doch schon früh die Notwendigkeit seiner Kenntnis zum Fortkommen erkannt hatte, hatte mich mit meinen Brüdern in einer von ihm ins Leben gerufenen Privatschule in dieser Sprache unterrichten lassen und dann auf die Realschule in Kamyschin getan, wo der ganze Unterricht auf russisch erteilt wurde. So lernte ich das Russische beherrschen. Deshalb forderte man mich nun auf, den russischen Unterricht an der Gemeindeschule zu übernehmen. Ich tat es, und war in der Folge 21 Jahre Lehrer der russischen Sprache daselbst.

Neben meiner Lehrtätigkeit beschäftigte ich mich mit Weinbau. In einem Buche über diesen Gegenstand von Winberg hatte ich gelesen, daß man da, wo die Arbutse (Wassermelone) gedeihe, auch Neben pflanzen könne. Ich bepflanzen daher ein drei Morgen großes Grundstück, das mir die Gemeinde zu diesem Zweck überlassen hatte, mit Weinreben, die ich aus dem

Kaukasus und aus Sarepta bezogen hatte. Der Erfolg war überaus günstig. Von dem Ertrag erwarb ich mir immer neue Grundstücke zum Weinbau, so daß ich zuletzt einen Grundbesitz von 750 Morgen hatte. Das nötigte mich schließlich dazu, den Lehrberuf an den Nagel zu hängen und mich ganz der Landwirtschaft zu widmen.

Mit dem Ausbruch des Weltkrieges begann in Rußland eine Heze gegen alles Deutsche. Selbst die deutschen Wiber, namentlich die vielverbreiteten von Bismard, Mostke, dem alten Kaiser Wilhelm, mußten alle entfernt werden. Viele unserer Landleute wurden nach Sibirien geschickt oder ins Gefängnis gesetzt, weil sie deutsch sprachen. Die Söhne der Kolonisten, denen die Kaiserin Katharina einst Freiheit vom Kriegsdienst für alle Zeiten versprochen hatte, wurden ins Heer gesteckt und auf die schwierigsten Stellen im Kaukasus gestellt, wo man sie überdies fast verhungern ließ. Die Verfolgungen und die Mißhandlungen, denen sie wegen ihres Deutschtums ausgesetzt waren, weckten aber in ihnen die Sehnsucht nach dem deutschen Mutterlande und brachten sie diesem wieder näher. Man wünschte den Sieg der deutschen Waffen auch aus dem Grunde, um in die alte Heimat zurückkehren zu können. Und wirklich kam auch die kaiserliche Regierung des in Rußland siegreichen Deutschlands diesen Wünschen entgegen: in Saratow wurde aus deutschen Beamten eine Rückwanderungskommission gebildet, doch nicht lange blieb sie an der Arbeit. Die Revolution erhob sich auch in Deutschland, und die süßen Hoffnungen der Wolgadeutschen waren dahin.

Die russischen Kommunisten begrüßten die deutsche Revolution mit Freuden. War doch durch sie das Volkwerk gefallen, das sie davon abhielt, die fleißigen und wohlhabenden Kolonisten zu berauben. Kommunistische Truppen zogen nun in die Dörfer, angeblich um Getreide dort zu sammeln. Das war aber nur ein Vorwand, in Wirklichkeit beraubten sie die Kolonisten ihres Geldes, ihrer Kleidung, schändeten Mädchen und Frauen, erschossen die Männer, wie es rohe Horden zu tun pflegen. Diesen Greueln sahen die Kolonisten nicht stillschweigend zu. Sie erhoben sich und setzten sich zur Wehr. Allein die Kommunisten erhielten Hilfe, überwandten die Kolonisten, und viele, viele der besten deutschen Leute wurden erschossen. Den übrigen wurden ungeheure Kontributionen auferlegt. So zahlte z. B. der etwa 20 000 Seelen zählende Kreis Ust-Kusalinka im Jahre 1918 sechs, im Jahre 1919 neun Millionen Rubel. Da blieb kein bares Geld mehr übrig. Ein Glück im Unglück war es, daß in diesen beiden Jahren die Ernte gut war.

Esselborn, Die deutschen Wolgafolonien.

Im Sommer 1919 kam der General Denikin und trieb die Kommunisten über die deutschen Dörfer. Diese raubten alle Pferde und Wagen und jagten davon. Hinter ihnen her zog Denikin mit seinem Kriegsvolk, das aus Räubern zusammengesetzt war. Bis die beiden Horden durch die Kolonien gezogen waren, war der Wohlstand dahin.

Unter den Russen herrschte damals noch der in dem Kriege künstlich angefachte und geschürte Haß gegen die Deutschen. Viele Bauern, die sich weigerten, ihre Pferde oder anderes Hab und Gut herzugeben, wurden ohne viele Umstände erschossen. Doch nicht genug damit. Gleich nach dem Durchzug der beiden Horden brach eine Seuche unter dem Vieh aus und raffte Tausende von Kühen und Ochsen dahin. Ratlos stand nun der Bauer da, seine Felder konnte er nicht mehr bestellen, und doch sollte er immer geben und geben. Die Truppen der Kommunisten standen immer noch in den Dörfern und nahmen das noch übrig gebliebene Getreide, Vieh und Geflügel weg. Da verging dem Bauern auch der Mut zur Arbeit; er bekam ja nichts für seine Arbeit, und nur für den Kommunisten wollte er nicht mehr arbeiten. In der Kleidung war er abgerissen. Die landwirtschaftlichen Geräte waren abgenutzt; die Möglichkeit, das abgängig Gewordene durch Neues zu ersetzen, bestand nicht mehr seit 1914.

Bei dem Mangel an Saatgut war die Aussaat im Frühjahr 1920 natürlich recht klein ausgefallen. Dementsprechend war die Ernte. Das Mißverhältnis zwischen ihrem Ertrag und dem Bedarf wurde noch dadurch gesteigert, daß die Machthaber in Moskau von den Wogakolonisten die alte „Norm“, d. h. sechs Millionen Pud Getreide, forderten. Als selbst die örtlichen kommunistischen Beamten erklärten, daß eine solche Menge nicht geliefert werden könne, wurden im Januar 1921 Truppen aus Moskau hingeschickt, um die Kontribution einzutreiben.

Die Bauern suchten sie dadurch gefügig zu machen, daß sie aus jedem Dorf dreißig bis fünfzig der angesehensten Bauern im Winter bei einer Kälte von 20 Grad Réaumur in der dürrstizigsten Unterkleidung sechs bis zwölf Stunden lang in eine Scheune einsperrten. Ich selbst habe das persönlich mitmachen müssen. Viele der Gepeinigten starben infolge von Krankheiten, die sie sich hierbei zugezogen; viele, die nur im geringsten sich ihren Peinigern widersetzen, wurden halb totgeschlagen, wenn nicht gar erschossen. In jedem Dorfe wurde fünfzig der wohlhabendsten Einwohner ihre ganze Habe abgenommen.

Das geschah im Januar 1921. Im folgenden Monat brach die Hungersnot aus. Auf den Dörfern war auch für Geld nichts

mehr an Lebensmitteln zu haben. Die Menschen bekamen geschwollene Füße und Hände, wurden ganz matt und willenlos und starben in großer Zahl dahin.

In Moskau ward man mit Beschwerden vorstellig und forderte Saatkorn. Statt Hilfe erhielt man die Antwort: „Ihr könnt säen, was Ihr versteckt habt!“ Eine solche Behandlung führte zum Aufstand. Mit den Waffen in der Hand forderten die Bauern Saatgut; denn der Vorrat, den die Kommunisten gesammelt hatten, war noch in den Dörfern, und es wurde daran gearbeitet, ihn in die Städte zu übersühren. Viele Kommunisten wurden bei den nun folgenden Zusammenstößen totgeschlagen, erschäuft und gehängt. Als ihre Feinde aber Hilfe aus Moskau erhielten, unterlagen die Bauern. Sie waren zu schwach, und außerdem fehlte es ihnen an Munition.

Schrecklich war die Rache, die die Kommunisten an ihnen nahmen. Tausende von ihnen wurden erschossen, darunter vornehmlich die Geistlichen, Lehrer und Ärzte; denn ihnen machte man den Vorwurf, daß sie die Aufstände nicht vorausgesehen und das Volk nicht bei Zeiten gewarnt hätten.

Nachdem der Aufstand blutig unterdrückt war, fuhr die Tscheka, wie die Tschrezwitschajnaia Kommissia, die außerordentliche Kommission, mit einem der in Rußland ebenso wie in Deutschland üblichen häßlichen Abkürzungsworte bezeichnet wurde, von Dorf zu Dorf, und je nach dessen Größe wurden dreißig bis dreihundert Männer erschossen, was etwa ein Zehntel der männlichen Einwohner ausmachte. Diese unglücklichen Opfer einer blindwütenden Nachsucht wurden nicht beerdigt, sondern in die Wolga geworfen, manchmal drei bis fünf Menschen mit Draht an den Händen zusammengebunden. Man wollte ein Exempel statuieren und den Bauern zeigen, was es heiße, sich gegen die Sowjetmacht aufzulehnen. Als das Wasser der Wolga im Sommer zu fallen begann, spülten die Wellen die Leichname ans Ufer. Ich selbst habe später auf einer Strecke von etwa 35 Kilometern über 60 solcher Leichen gesehen, die in Verwesung dalagen, ohne daß sie jemand der Erde übergeben hätte; denn es war von der Regierung ausdrücklich verboten worden, sie zu beerdigen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Kosakenoffizier Bagulin, der sich im Januar 1921 mit seinen Soldaten gegen die bolschewistische Regierung erhob, von der Bevölkerung als ein Befreier begrüßt wurde. Im Februar 1921 war er nebst zwei anderen Kosakenoffizieren, Popow und Wolkow, nach dem Wolgagebiet gezogen und hatte dort mit allen Bolschewiken, die ihm in die Hände gefallen waren, ausgeräumt. Sein Heer, das anfangs nur aus 300 Kosaken bestand, wuchs sehr rasch durch

Zulauf von Freiwilligen aller Art, meist Bauern, zu der Zahl von 20 000 Mann an, die mit 10 Kanonen und 40 Maschinen-
gewehren versehen waren. Es ging immer scharf vorwärts, täg-
lich bis zu 50 Kilometer. Die bolschewistischen Truppen, auf die
er traf, entwaffnete er. Kein Bolschewist, der in seine Gewalt
geriet, konnte auf Gnade rechnen, sondern mußte unweigerlich
sterben. In Kamyschin, wo ein bolschewistisches Heer von 2000
Mann stand, fing er viele Kommunisten. 115 von ihnen wurden
erschossen. Außerdem nahm er den Roten einige Waggons
Munition und ein paar Kanonen ab. Oft ergaben sich ihm Rot-
gardisten sogar ohne Gegenwehr und machten ihm die in ihren
Reihen befindlichen Kommunisten namhaft, die daraufhin sofort
erschossen wurden. Auch die Hilfe, die den Kommunisten im
März von Moskau geschickt wurde, konnte dem siegreichen Wagu-
nin nichts anhaben, so rasch bewegte er sich von Ort zu Ort. Er
wurde auch überall von der Bevölkerung unterstützt, die ihn auch
deshalb schätzte, weil seine Truppen weder raubten noch plünderten
und er selbst in den Versammlungen gegen die Kommunisten
sprach. Die Deutschen leisteten freiwillig Vorspann, beförderten
die Munition für ihn hunderte von Kilometern weit. Zum
Unterhalt für seine Truppen dienten ihm die von den Kommu-
nisten für Moskau angesammelten Lebensmittel, die er weg-
nahm. Er ging von der Berg- nach der Wiesenseite über die
Dörfer weg und dann nach Nowo-Ufenski und zu den Uralkosaken.
Sein Heer teilte er in mehrere kleinere Abteilungen. Einer sol-
chen Abteilung, die sich über die Kolonien nach dem Dongebiet
schlug, begegneten wir später auf unserem Weg nach Deutschland.

Zu dem Schrecken des Bürgerkrieges gesellte sich noch der der
Hungernot. Die geringe Ausfaat, die im Frühjahr 1921
gemacht werden konnte, vertrocknete infolge des anhaltenden Ost-
windes und des sengenden Heerrauschs (Höhenrauchs). Auf der
Bergseite war indessen die Lage etwas besser als auf der Wiesen-
seite. Das kam daher, weil dort der Boden weniger fett und
stellenweise mit Sand untermischt war. Diese Stellen waren mit
Roggen besät, der nicht ganz ausbrannte, und auf die Dehjtatine
8—10 Pud*) lieferte, was etwa der vierte Teil des Normal-
ertrages von 30—35 Pud für die Dehjtatine darstellte. Außerdem
ist die Bergseite zum Gemüsebau geeignet.

Seit Januar 1921 herrschte in den Dörfern nur noch Tausch-
verkehr. Es wurde getauscht mit Lebensmitteln, Vieh, Kleidungs-
stücken und Kleiderstoffen. Wie schnell das Sowjetpapiergeld in
seinem Werte sank, zeigt der Preis des Puds Mehl, das Anfang

*) Ein Pud = 33 Pfund, vgl. oben S. 10.

Januar 15 000, im Februar 40 000, im März 50 000, Anfang Mai 120 000 und Ende Mai 400 000 Rubel kostete.

Das einzige Nahrungsmittel, das noch reichlich vorhanden war, war der Hering, der aus dem Kaspischen Meer in die Wolga übergetreten war, weil die Fischerei in Astrachan infolge des durch die Mischwirtschaft der Bolschewiken verursachten Mangels an Garn und Netzen ganz daniederlag. In den Dörfern konnten die Fische vom Ufer aus mit Garnschöpfnern massenhaft gefangen werden. Ein einziger Mann konnte täglich bis zu 20 Pud auf diese Weise schöpfen.

In den Wolgakolonien rechnete man stets auf zehn Ernten zwei Mißernten. Deshalb war man gewohnt, stets den Bedarf eines Jahres im Vorrat zu haben. Nun hatten die Bolschewiken diese Vorräte an sich gerissen unter der Begründung, daß es unter ihrer Herrschaft keine Mißernten mehr gäbe; bleibe der Regen aus, so schössen sie in die Wolken, um ihn herbeizuführen. So fehlte nun dieser Rückhalt, und sein Fehlen war um so fühlbarer, als infolge des Mangels an Saatkorn nur etwa der vierte Teil der sonst üblichen Bodenfläche mit Getreide bestellt worden war. Daß die Ernte, auch wenn sie günstig ausfiel, nicht für die ganze Bevölkerung ausreiche, darüber war man sich von Anfang an klar. Schon damals beriet man darüber, was geschehen solle, um einer Hungerstnot vorzubeugen. Man kam zu dem Schlusse, daß ein Teil der Kolonisten das Land verlassen müsse, bis wieder einmal genügend Getreide vorhanden sei.

Daraufhin wandte sich eine große Anzahl von Kolonisten nach dem Kubangebiet, weil dort im Mai 1921 die Ernteaussichten vorzüglich waren. Tausend Familien machten sich mit Pferden, Ochsen, Kühen und Kamelen dorthin auf. Die letzten Schweine wurden zu Konserven verarbeitet. Viele konnten sich aber nicht hinreichend mit Mundvorrat auf den Weg versehen und waren infolgedessen unterwegs darauf angewiesen, die in den Steppen zahlreich vorkommenden Zieselmäuse*) zu fangen und als Nahrung zuzubereiten. Mancher, der schon hungerkrank war, konnte sich nicht mehr auf den Weg begeben, und einige starben auch unterwegs.

Es dauerte jedoch nicht lange, so wurden Zweifel geäußert, ob das Kubangebiet die große Zahl der Zugewanderten ernähren könne. Daraufhin wandten sich die Auswanderer nach Wolhynien, weil die dorthier gekommenen Nachrichten sie eine gute Aufnahme erwarten ließen. Ein Teil von ihnen hegte die stille

*) Nach einem Brief aus der Wolgakolonie kosteten dort im Sommer 1921 zwei Zieselmäuse 6000 Rubel. Vgl. Johannes Schleming, Der drohende Untergang der deutschen Wolgasiedlungen. Volk und Heimat; Jahrg. 2; Leipzig 1921, Seite 146.

Hoffnung nach Amerika, ein anderer durch die Vermittelung des Vereins der Wolgadeutschen über Moskau nach Deutschland kommen zu können.

Die Lage in den Wolgagebieten wurde übrigens in den brieflichen Mitteilungen der Zurückgebliebenen oft trostloser geschildert, als sie es wirklich war. Das kam einmal daher, weil die Briefe aus der Stimmung des Augenblicks hervorgingen, und sodann konnten die Zurückgebliebenen, die die vielen leerstehenden Häuser und Höfe sahen, nicht beurteilen, ob deren Bewohner gestorben oder ausgewandert waren. Infolge der mangelhaften Hygiene hatte sich der Flecktyphus, den die Russen fast alle schon früher gehabt hatten, im Jahre 1921 auch in den deutschen Kolonien ausgebreitet. Er ließ im Sommer nach. Er war übrigens stärker in den katholischen als in den lutherischen Dörfern aufgetreten, weil jene engeren Anschluß mit den Russen hatten. Die Cholera dagegen war, von vereinzelt Fällen abgesehen, in den Kolonien nicht aufgetreten. Auch die angeblich durch den Hunger verursachten Todesfälle sind weniger unmittelbar durch den Mangel an Nahrung eingetreten, als durch die zu reichliche Nahrungsaufnahme nach vorhergegangener Hungerkost. Wenn die Bevölkerung der Dörfer sich auch um die Hälfte vermindert hat, so hat doch den hauptsächlichsten Anteil an dieser Verminderung die Auswanderung und nicht die Sterblichkeit. Ganz ohne Nahrungsmittel waren die Zurückgebliebenen nie; sie hatten stets Fleisch, Milch und Eier, auch wenn das Brot knapp geworden oder ausgegangen war. Ueberhaupt sind über die Lage in den Wolgakolonien viele falsche Nachrichten durch die Zeitungen gegangen, so namentlich, daß deutsche Eltern ihre Kinder nach Persien verkauft hätten. Diese Nachricht ist so widersinnig, daß sie keiner weiteren Widerlegung bedarf.

Da ich die Auswanderung der einen Hälfte der Kolonisten befürwortet hatte, hielt ich es um so mehr für meine Pflicht, selbst mit gutem Beispiel voranzugehen, als man mir gelegentlich in der Gemeindeversammlung vorgehalten hatte, ich wolle die Minderbemittelten aus dem Lande treiben. Unser Pastor und ich wollten zuerst probieren, von Saratow aus mit der Eisenbahn als polnische Flüchtlinge zu fahren, auf Grund von falschen Pässen, die wir uns verschafft hatten. Allein es wurde uns gesagt, daß, wenn wir uns zur Fahrt anmeldeten, wir doch erst im September oder Oktober reisen könnten; so lange werde es dauern, bis unsere Reiseerlaubnis eingetroffen sei. Aus diesem Grunde entschlossen wir uns, mit Wagen und Pferden zu reisen.

Für die Reise versah ich mich zunächst mit Salz, das bis zum Frühjahr 1921 Regal gewesen und dann von der Regierung frei

gelassen worden war. Ich gedachte es unterwegs als Tauschmittel zu benutzen. Ich holte mir selbst 70 Pud am Eldonsee (Gouvernement Astrachan), der mit einer etwa 40 Zentimeter dicken reinen Salzsicht bedeckt ist. Dasselbst tauschte ich meine sechs Öfen, die ich mitgenommen hatte, bei den Kirgisen gegen acht Steppenpferde ein; denn andere Pferde konnte ich für meine Reise nicht brauchen, weil ich kein Futter für sie hätte aufstreifen können. Die Steppenpferde dagegen konnten sich von dem mageren Steppengras ernähren.

Weiter versah ich mich für die Reise mit zwei Pud Mehl, die ich in Saratow — in den Dörfern war nämlich kein Mehl mehr zu haben — für 800 000 Rubel gekauft hatte. Drei Schweine wurden geschlachtet und zu Wurst verarbeitet. Ferner nahmen wir mit das ganze Küchengeschirr, einen Backtrog, alle Kleidungsstücke und Pelze, sowie alles Bettwerk.

Neine vier Wagen versah ich mit Planen, die uns vor den Sonnenstrahlen, dem Staub und dem Regen schützten. Außer meiner Familie, die außer meiner Frau und mir aus sechs Kindern bestand, von denen das älteste 19 und das jüngste 3 Jahre zählte, bestand die Reisegesellschaft aus unserem Pastor und sieben Personen — vier Männern, einer Frau und zwei Kindern — aus Galka, die keine eigenen Pferde hatten und als Probiant ungefähr 20 Pud getrockneten Fisch mitgenommen hatten. Auf jeden Wagen fanden vier Personen Platz.

Mein Haus und mein Hof blieben abgeschlossen leer stehen, ebenso meine Backsteinbrennerei. Ich vertraute alles der Obhut meines Schwagers an, dem ich auch meinen ganzen noch übrigen Viehbestand — drei Kühe und sechs Stück Jungvieh — überließ.

Den Weg, den wir zu nehmen hatten, hatte ich auf einer während des Krieges erworbenen Kriegskarte eingezeichnet. Er führte durch das Dongebiet, Urubinsk, Woroneß, Bjelgorod (Soub. Kursk), Charkow, Poltawa nach Kiew.

Am 8. Juni verließen wir Galka. Viele unserer Gemeindeglieder gaben uns eine weite Strecke lang das Geleite. Beim Abschied batlen sie uns, ihnen zu schreiben, wenn wir eine Gegend gefunden hätten, wo es Brot gäbe.

Unser Weg führte uns zunächst westwärts. Da die Landstraßen erst in Kiew beginnen, waren wir auf Feldwege angewiesen, die bei trockenem Wetter zwar sehr staubig, aber doch benutzbar waren, während man bei anhaltendem Regen täglich nur vier Stunden auf ihnen fahren konnte, da die Räder bis an die Naben einsinken. Deshalb war es für unsere Reise günstig, daß wir wenig Regen hatten. Schwer war es, den Weg von den Landbewohnern zu erfragen, die auf die Frage nach der ein-

zuschlagenden Richtung immer die Antwort gaben: „Geradaus!“ (prjamo). Die guten Leute konnten es meist nicht begreifen, daß jemand in der Gegend fremd und mit Weg und Steg nicht vertraut sein konnte. Daher waren oft lange Auseinandersetzungen erforderlich, bis man die gewünschte Auskunft von ihnen erhielt.

Die ersten vier Wochen legten wir täglich 60—70 Kilometer zurück. Die Pferde waren frisch und gingen mütig vorwärts.

Als wir etwa 100 Kilometer westlich der Wolga waren, zeigte sich schon die Salznot der russischen Bevölkerung. Das kam uns zustatten. Als nämlich die Leute gewahr wurden, daß wir Salz mitführten, bot man uns Milch an, die im Ueberfluß vorhanden war, da die Kühe, die auf den nicht ausgesäten Feldern frei herumliefen, viel Milch gaben. Man riß sich geradezu um das Salz.

In dem Gouvernement Saratow, dem Dongebiet und dem Gouvernement Woroneß war die Bevölkerung ganz ohne Brot, weil die Regierung ihr alles Saatgut weggenommen hatte. Sie nährte sich deshalb von Milch, Gras und Eichenrinde. Die Bewohner des Dongebietes waren sehr freundlich gegen uns, als sie hörten, daß wir Deutsche seien. Da es dort noch Kartoffeln gab, so handelten wir diese gegen das mitgeführte Salz ein. Bisher konnten wir uns reichlich mit Milch, Eier, Butter und Kartoffeln im Austausch gegen Salz versorgen. Dagegen wurde die Verpflegung in dem dichter bevölkerten Gouvernement Woroneß schlechter und schwieriger.

In diesem Gouvernement kamen wir durch ein deutsches Dorf, das ganz allein unter russischen Dörfern lag. Es war von württembergischen Auswanderern im Jahre 1864 gegründet worden, doch war uns sein Dasein gänzlich unbekannt geblieben. Es zählte etwa 250 Höfe. Wir suchten den Ortspfarrer auf und fanden mit seiner Einwilligung in seinen Hof. Dieser Mann war, von den Bolschewiken verfolgt, mit seinen drei Töchtern als Flüchtling in das Dorf gekommen, da die Stelle des Pastors gerade frei geworden war, hatte die Gemeinde sie ihm übertragen. Nahrung konnte sie ihm verschaffen, aber keine Kleidung, die nirgends zu bekommen war. Da er keinen Talar mehr hatte, mußte er ohne Talar predigen. Noch schlechter waren seine drei Töchter mit Kleidern bestellt: sie besaßen zusammen nur ein Paar Schuhe. Seine beiden Söhne standen in der Denikin'schen Armee, darum mußte der Vater stets darauf gefaßt sein, daß die Bolschewiken, wenn sie es erführen, an ihm dafür blutige Rache nehmen würden.

Von Kurzk aus konnten wir schon in den Städten Mehl kaufen, das aus der Ukraine kam. Das Pud kostete 180 000

Rubel, was uns im Vergleich zu den Preisen in Saratow sehr billig vorkam.

In dieser Gegend, dem Gouvernement Kurzk, trafen wir Tausende von Flüchtlingen aus der Wolgagegend an. Viele von ihnen hatten keine Lebensmittel und sahen sich deshalb genötigt, in den Städten zu betteln und auf dem Lande Kartoffeln, Weizenähren, auch grüne Körner von den Feldern zu stehlen, was die Bewohner veranlaßte, ihre Felder vor ihnen zu bewachen. Deshalb sahen sie auch uns nicht sehr freundlich an.

Nachdem wir einen Monat gereist waren, machte sich die Müdigkeit bei Menschen und Pferden bemerkbar. Zu dem lästigen Staub und den Insekten, die es unmöglich machten, bei Tage zu ruhen, kam bei Nacht die Notwendigkeit der Ausstellung von Wachen, damit die Pferde nicht gestohlen würden. Das zwang uns dazu, Rasttage zu machen. Das geschah regelmäßig, wenn wir an einen Fluß kamen. Wir hielten dann Rast und badeten uns und die Pferde. Um unseren Leuten Ruhe zu gönnen, mieteten wir uns Wächter für Wagen und Pferde. Die Dorfverwaltungen besorgten uns zu diesem Zweck zuverlässige Leute.

Wegen der Gefahr des Diebstahls warnte uns auch die Bevölkerung stets davor, nachts zu fahren. Sehr gefährlich waren den Pferden die sogenannten Banditen, so hießen die kleineren Abteilungen, die sich in vielen Bauerndörfern gebildet hatten und sich die Vernichtung der Kommunisten zum Ziele setzten. Da diese Banditen keine Pferde hatten, suchten sie sie sich zu stehlen, wo sie konnten. Sonst vergriffen sie sich nicht an privatem Eigentum, sondern hatten es nur auf die Staatsanstalten, wo Lebensmittel gesammelt wurden, und auf die von der Regierung geführten Eisenbahnzüge abgesehen. Solche Banditen trafen wir von der Wolga bis an die polnische Grenze.

Im ganzen leidet die Bauernschaft unsäglich unter der Schreckensherrschaft der Bolschewiken, die ihr alles wegnehmen. Sie ist daher die natürliche Verbündete von deren Gegnern, also auch der sogenannten Banditen. Ihnen gibt der Bauer das Rechte, was er hat. Sie unterstützt er aus Rache gegen die Bolschewiken, und er ist froh, wenn es ihnen gelingt, diesen Schaden zuzufügen. Das ist beider gemeinschaftliches Ziel, und darum stehen sie gut miteinander.

An den Rasttagen wurde auch regelmäßig Brot gebacken. Da man unterwegs nirgends Brot kaufen oder erhandeln konnte, waren wir auf das Selbstbacken angewiesen. Die Backöfen fanden sich sowohl an den Ufern der Wasserläufe, wo sie Flüchtlinge, die vorbeigekommen waren, aus Erde und Lehm hergestellt hatten, als auch in jedem Bauernhof vor. Hier war die Erlaubnis

zur Benutzung von den Eigentümern leicht zu erhalten. In der Ukraine schuf man bei den größeren Orten Lagerplätze für Flüchtlinge, gewöhnlich in der Nähe von Wiesen, um den Pferden die Möglichkeit zum Weiden zu geben. Die Backöfen fehlten auf diesen Plätzen natürlich nicht.

Auf unserer Reise mußten wir bei den Mahlzeiten in der Regel auf jegliche Bequemlichkeit und Unnehmlichkeit verzichten, hauptsächlich aus dem Grunde, um niemand gewahr werden zu lassen, daß wir Besseres gewohnt seien; denn dadurch hätten wir nur Aufsehen erregt und uns der Gefahr ausgesetzt, ausgeplündert zu werden. Nur wenn wir uns im Walde ganz allein und sicher vor dem Gesehenwerden wußten, konnten wir uns erlauben, etwas besser zu kochen, wie z. B. Kreppel oder Pfannkuchen zu backen und die Teemaschine, den Samowar, aufzustellen. Dementsprechend war auch unsere Kleidung. Ich sowohl als auch der Pastor hatten für die Reise unsere schlechtesten Kleider angelegt, damit wir etwas abgerissen aussähen und nicht durch unsere Kleidung die Aufmerksamkeit und Begehrlichkeit anderer Flüchtlinge auf uns lenkten. Ebenso hatten es zwei russische Offiziere gemacht, die in dem Dongebiet zu uns gestoßen waren. Wir erkannten sie nicht als solche, sondern hielten sie für Flüchtlinge. Erst als sie an der polnischen Grenze merkten, daß wir Deutsche seien, gaben sie sich zu erkennen. Der eine fuhr bis Warschau mit uns, wo wir ihn zurücklassen mußten, weil er wegen seines Ausweises Schwierigkeiten hatte. Beim Abschied richtete er an uns, wie er sich ausdrückte, eine „große Bitte“: „Arbeiten Sie darauf hin, daß wieder gute Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland hergestellt wird, denn nur durch Deutschland kann Rußland gerettet werden!“

Ebenso wie gegenüber den Banditen war auf unserem Wege gegenüber den vielen Truppen, sowohl den kommunistischen oder Rotgardisten, als auch ihren Gegnern, den sogenannten Weißen, Vorsicht geboten. Unsere Haltung gegenüber diesen beiden Parteien, von denen die eine die andere fürchtete, mußte ganz unparteiisch sein. Das führte manchmal zu ärgerlichen Zusammenstößen mit den Führern, die bisweilen Auskünfte von uns verlangten, die wir nicht geben konnten, weil wir nichts davon wußten. Als wir hinter der Stadt Lochwize (Gouvernement Pottawa) standen, kam eine große Anzahl Rotgardisten mit zwölf Kanonen, vielen Reitern und zahlreichem Fußvolk daher. Auf unsere Frage, was das bedeute, erhielten wir von den Leuten der Gegend die Antwort, daß Machno, ein russischer Offizier, der schon ein ganzes Jahr gegen die Kommunisten kämpfte, die

Zuckerfabriken bei Postawa überfallen und den Zucker für seine Bande weggeführt habe. Er halte sich jetzt mit einer großen Anzahl seiner Anhänger in den Postawischen Wäldern auf. Die Landbevölkerung stehe ganz auf seiner Seite und hoffe, daß er sie vor den Kommunisten errette, die sehr von den Bauern gehaßt würden. Auch bei der Stadt Gadjatsch (Gouvernement Postawa) hörten wir im Walde starkes Schießen mit Maschinengewehren, während auf dem Wege 5—600 mit Zucker beladene Wagen fuhren. Man sagte uns, daß es sich um einen Zusammenstoß zwischen Kommunisten und Machno handle.

Wir waren übrigens auf unserer ganzen Fahrt von räuberischen Ueberfällen unbelästigt. Der Browningrevolver, den ich bei mir trug, genügte für unsere Verteidigung, und nur einmal machte ich von ihm Gebrauch, indem ich einen Schuß abgab, als wir in der Ferne Stimmen auf uns zukommen und einen Schuß hörten. Es waren Zigeuner, die uns schon bei Tag etwas beobachtet und dadurch unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten. Nachdem ich geschossen hatte, war aber alles wieder still.

Die geplante Linie von Charlow nach Kiew konnten wir nicht fahren, weil während der Aufstände fast alle Brücken zerstört, verbrannt und zerschossen worden waren. Wir mußten daher recht große Umwege machen, um die noch vorhandenen Brücken über den Don und seine Nebenflüsse aufzusuchen. Die große Brücke über den Dnjepr bei Kiew, die von Nikolaus I. erbaut worden war, hatten die Bolschewiken gesprengt, als sie im vorigen Jahre (1920) von den Polen verfolgt wurden. Infolgedessen war die Ueberfahrt über diesen Fluß auch sehr beschwerlich. Wir überschritten ihn auf einer lebensgefährlichen und sehr wackeligen Schwimmbrücke bei Kiew. Der Rotgardist, der als Wächter bei der Brücke stand, sah streng darauf, daß kein Wagen dem anderen früher als nach fünf Minuten auf die Fähre folge und jedesmal nur ein Wagen auf diese zu stehen kam. Durch diese Vorsichtsmaßregel sollte verhütet werden, daß ein etwa in den Strom gleitender Wagen nicht noch einen anderen hinter sich nachzöge. Wir führten die Pferde am Zaum über die Brücke, und die Insassen der Wagen stiegen während der Ueberfahrt aus.

In der Ukraine herrschte keine Not mehr unter der Bevölkerung. Sie hatte alles reichlich, die Felder waren gut bestellt. Das Gouvernement Postawa hatte eine gute Ernte.

Bis wir Ende Juni in die Ukraine kamen, waren wir und alle unsere Mitreisenden gesund. Aber als wir noch im Kurzkischen fuhren, fiel starker Regen, und danach wurde es so kalt, daß man nachts die Pelze und die Filzstiefel anziehen mußte.

Da befiel die mit uns fahrenden drei Männer aus Galka ein starkes Fieber, und meine Frau erkrankte auch und war drei Wochen lang sehr krank. Gleichwohl mußte es immer vorwärts gehen, war doch in Rußland das Gerücht verbreitet, daß die Westeuropäer mit großem Kriegsvolk gegen die Bolschewiken anrückten. Es bestand daher die Gefahr, daß diese uns aufhielten, wenn nicht gar zurückschickten. Deswegen ging es immer weiter, obgleich eine längere Rast sehr notwendig gewesen wäre. In Kiew wandten wir uns an einige Aerzte, aber was konnten sie uns helfen ohne Heilmittel? Es wurde daher auf Wunsch meiner Frau der auf dem Felde wildwachsende Wermuth gesucht und aufgekocht. Die Kranken mußten von dem Absud trinken, und allmählich verlor sich das Fieber.

Diese Zeit war die schwierigste unserer ganzen Reise; nur ich, der Pastor und mein Knecht waren die einzigen gesund gebliebenen Männer. Wir mußten bei Tage fahren und bei Nacht wachen. Den vierten Wagen lenkte meine älteste Tochter.

Daß unsere Reisegesellschaft nur so klein war, hatte sich unterwegs trefflich bewährt. Die Bevölkerung gewährte uns wenigen viel williger und leichter Unterstützung, als wenn wir mehr Personen gewesen wären; denn die Ansprüche einer größeren Personenzahl waren, auch wenn sie noch so bescheiden sein mochten, schwerer zu befriedigen als die einer kleinen.

Von Kiew ab, wo wir nach sechswochiger Fahrt anlangten, hofften wir die Eisenbahn benutzen zu können. Wir suchten deshalb den deutschen Vertreter auf und baten um Beförderung nach Deutschland. Er erklärte uns aber, es warteten schon viele deutsche Zivil- und Kriegsgefangene auf Weiterbeförderung, der Weg gehe wahrscheinlich über Charkow, Odessa und Konstantinopel, und es werde voraussichtlich drei Monate dauern, bis wir nach Deutschland kämen.

Unter diesen Umständen setzten wir unsere Reise nach der polnischen Grenze bis Nowograd-Wolinsk zu Wagen fort. Dort trafen wir einige tausend Wagen mit Flüchtlingen verschiedener Nation an: da waren Russen aus Sibirien, Samara, Kasan, da waren Polen, die seinerzeit vor den Deutschen geflohen waren, und endlich Wolgadeutsche und bei Kriegsbeginn an die Wolga verwiesene wolyhnische Deutsche.

Für die Weiterreise mußten wir Papiere als polnische Flüchtlinge haben. Durch Bestechung waren sie auch von den bolschewistischen Kommissaren zu haben. Daß wir nicht lange darauf zu warten brauchten, bewirkten ein paar weitere Rubel.

Bei dem Uebergang über die polnische Grenze ging alles gut. Man machte uns keine Schwierigkeiten und untersuchte nicht viel.

In Polen kamen wir in schlimme Verhältnisse. Da etwa 700 Wagen gleichzeitig über die Grenze gingen, waren wir wie die Seringe zusammengepreßt. In dem Städtchen Gorik mußten wir wegen der Pferde eine dreitägige Quarantäne durchhalten. Auf offenem Felde wurden wir durch Polizisten an einen Ort zusammengetrieben, der von einem leeren Graben umgeben war und von Polizisten zu Pferde umritten wurde. Die fürchterliche Hitze und die herrschende Wassernot machten den Aufenthalt geradezu qualvoll. Da es verboten war, die Pferde zu verkaufen, mußten wir nach Beendigung der Quarantäne bis in die nächste Stadt Nowena weiterfahren. Dort harrete unser eine zweite Quarantäne. Alles wurde gegen Cholera, Boden und Typhus geimpft. Zwölf Tage mußten wir, hart zusammengedrängt, in einem Lager bleiben. Die Verpflegung der Flüchtlinge war hier gut. Von dem deutsch-österreichischen Vertreter, an den wir uns wandten, erhielten wir Papiere bis Warschau. Nachdem ich meine Pferde — das Paar zu 100 000 polnische Mark — und meine Wagen verkauft hatte, fuhren wir mit der Bahn nach Warschau.

In Warschau wurden wir auf dem Konsulat gut aufgenommen und erhielten gleich unsere Pässe nach Berlin. Die einzige Schwierigkeit machte uns das Verbot der Ausfuhr polnischen und amerikanischen Geldes, das in deutsches umgewechselt werden mußte. Nur sehr ungern trennte ich mich von meinen Dollars, und dabei überbotreilten uns noch die polnischen Banken. Im übrigen aber gelangten wir ungeschoren nach Deutschland, dessen Gebiet wir am 21. August 1921 bei Stentsch betraten.

In Deutschland fiel es uns zunächst angenehm auf, daß wir, wenn wir uns abends zu Bett legten, nicht zu fürchten brauchten, daß nachts bei uns eingebrochen wurde, ein Gefühl, das uns in den letzten drei Jahren in Rußland niemals verlassen hatte.

Von meinen Mitreisenden war außer meiner Familie nur mein Knecht mit nach Deutschland gekommen, dem ich in Berlin eine Stelle verschaffte. Die übrigen waren auf meinen Rat in Wolhynien geblieben, weil dort reichliche Lebensmittel vorhanden waren und sie bei den zahlreichen Kolonisten daselbst auf gute Aufnahme rechnen konnten und dazu bei Besserung der Verhältnisse an der Wolga nicht so weit von dort entfernt waren.

Für mich dagegen war das Ziel meiner Reise Deutschland. Zunächst wollte ich meinen Kindern die Möglichkeit des Besuches

guter Lehranstalten gewähren. Ferner wollte ich den hungern- den Wolgadeutschen, die in Rußland geblieben waren, durch den Verein der Wolgadeutschen in Berlin (W. 30, Moltkestraße 22) möglichst bald von Deutschland Hilfe zukommen lassen und vor allem auch dazu beitragen, das Band, das die Wolgadeutschen mit ihrem deutschen Mutterlande verknüpft, nach Kräften zu festigen und zu stärken. In der Tat sind beide Länder aufeinander angewiesen. Die Wolgadeutschen, die fast alle Landwirte sind, brauchen von Deutschland nicht nur landwirtschaftliche Gerä- te der mannigfachen Art, sondern auch Agronomen, d. h. wissenschaftlich gebildete Landwirte, Techniker aller Art und Ärzte für Menschen und Vieh. Wir brauchen und erhoffen ein starkes und blühendes Deutschland, dem wir unseren Ueberschuß an Rohmaterialien, an Nahrungs- und Genußmitteln, wie Ge- treide, Vieh, Borsten, Häute und Tabak, liefern können. Damit aber das uns mit Deutschland verbindende Band sich nie wieder lockere, beabsichtigen wir, einige feste Niederlassungen in Deutsch- land zu gründen, um den nach Deutschland kommenden Kolo- nisten stets ein offenes Heim bieten zu können. Wir wollen un- serer strebsamen Jugend ihre berufliche Ausbildung in Deutsch- land zuteil werden lassen und in feste und regelmäßige Beziehun- gen zu deutschen Fabriken und Geschäftshäusern treten. Die zwi- schen uns und dem deutschen Mutterlande bestehenden Beziehun- gen werden es auch den Deutschen erleichtern, in allen Teilen Rußlands die deutschen Fabrikate zu verbreiten, und die deut- schen industriellen Unternehmungen könnten in unseren Kolonien Zweigniederlassungen errichten.

Die Hoffnung auf einen Wiederaufschwung der deutschen Wolgakolonien liegt nicht etwa in nebelhafter Ferne. Sobald in Rußland wieder einmal geregelte Verhältnisse obwalten werden, wird der alte Wohlstand bald bei ihnen zurückgekehrt sein. Zwei gute Ernten können die eingetretenen Verluste bis zu einem ge- wissen Grade wieder wett machen, und auf gute Ernten kann für die nächste Zeit um so mehr gerechnet werden, als der an sich fruchtbare Boden durch die zwangswise Ruhe, die ihm durch die mangelhafte Bestellung in den letzten Jahren zuteil wurde, aus- geruht ist und infolgedessen seine Ertragsfähigkeit verdoppelt hat. Darum ergeht an unsere deutschen Brüder die herzliche Bitte: „Selbst uns, alle unsere Pläne auszuführen!“



Anlage 1.

Ausfaatfläche in dem Gebiet der Wolgadeutschen für die Jahre 1917, 1919, 1920 und 1921.

Aufgestellt in Margstadt (Katharinenstadt) am 8. Juni 1921 von dem Berwalter der Gouvernementslandabteilung.

Jahre	Fläche der Fruchtarten in Staatsdehhütten										Zusammen
	Stoggen	Weizen	Gerste	Safer	Sirle	Kartoffel	Sonnenblumen	Dotter (Gemeina)	Besetzort		
1917	141 501	346 480	32 205	12 588	1 895	5 650	8 250	?	1804		550 823
1919	195 019	379 650	27 569	5 916	475	?	19 322		1166		629 117
1920	158 829	346 524	27 846	6 843	3 004	9 081	9 157	2 268	1458		564 977
1921	135 350	30 232,33	2 680,16	1 232,63	13 625,19	2 433,31	11 706,98	3 731,74	1754,81		202 526,27

Anlage 2.

Veränderungen des Viehbestandes in der Zeit von 1917

Aufgestellt von dem Verwalter der Gouvernementsland

Zeit der Aufnahme	Gegenwärtige Anzahl der Wirtschaften	Anzahl der von den								
		Pferde				Arbeitsochsen	Stiere	Großes		
		5—9 Jahre alt und älter	von 1 Jahr bis 3 Jahren	Fohlen bis zu 1 Jahr	Zu- sammen			Stuten, 2 Jahre und älter	Kühe	Widder von 5 bis 9 Jahren
Raut Aufnahme 1917	62 787	118 675	15 337	16 236	150 248	7 713	5259	3938	79 702	20 485
10% d. Aufnahme 1919	79 608	116 461	25 919	17 626	160 006	9 215	5228	2799	84 167	15 955
Raut Aufnahme vom 28./VIII. 1920	66 518	115 532	23 696	17 939	157 167	15 521	6240	1514	86 626	9 870
Raut Aufnahme vom 13./II. 1921	68 936	75 096	32 226	10 046	117 368	7 445	4992	1181	63 237	4 935
Raut Aufnahme vom 15./III. 1921	—	63 951	21 047	8 727	93 725	8 603	4418	899	59 885	4 237
Raut Aufnahme vom 15./V.—1./VI. 1921 .	64 977	67 673	19 713	5 566	92 952	7 846	4367	776	60 190	2 097

Anlage 3.

An die Gouvernementslandabteilung.

Auf Ihre Vorschriften teilen wir Ihnen mit, daß im Jahre 1920—1921 besorgt war:

an Brot	1 046 498	Pub
„ Grütze	3 697	„
„ Hirse und Bohnen	3 753	„
„ Hafer	20 422	„
„ Gerste	63 906	„

Zusammen 1 138 276 Pub

Reste auf allen Lieferungsstellen und Speichern zum 11. Juni 1921:

an Brot	1030	Pub.
„ Fettstoff		feiner.
„ Fleisch		fein.
„ Gemüse		fein.

Den 24. Juni 1921.

**bis zum 1. Juni 1921 im Gebiet der Wolgadenkischen
abteilung in Marysstadt (Katharinenstadt) Juni 1921.**

einzelnen Viehharten vorhandenen Stücke

Rindvieh			Schafe			Ziegen			Schweine			
Kühen und Kälber von 1 bis 2 Jahren	Kälber bis zu 1 Jahr	Zu- sammen	Alle	Kämmer	Zu- sammen	Alle	Kämmer	Zu- sammen	von 1 Jahr und älter	Kübler von 4 Monaten bis zu 1 Jahr	Streckel bis zu 4 Monaten	Zu- sammen
23 376	47 660	180 161	171 355	113 598	284 953	29 732	19 829	49 561	64 269	22 384	96 241	182 694
16 078	30 804	149 803	165 908	35 111	201 019	32 736	11 443	44 179	23 812	36 234	33 801	143 847
10 257	30 531	138 828	135 169	51 174	186 343	23 224	9 367	32 591	30 681	48 628	70 942	149 951
3 225	8 243	80 821	75 484	49 639	125 123	13 702	3 593	17 295	9 113	31 607	20 573	53 091
3 999	5 697	74 717	91 065	40 218	131 283	14 142	4 762	18 904	845	22 752	9 581	32 333
6 034	8 125	77 220	83 338	60 200	143 538	14 886	6 783	21 669	5 733	22 414	12 198	40 345

Anlage 4.

R. S. F. S. R.

(Rossijskaja sozialistischeskaja federatiwnaja sowjetskaja Republik
= Russische sozialistische föderative Rätereublik.)

An die Gouvernementslandabteilung.

Hiermit teilen wir Ihnen die Anzahl der Bevölkerung des Gouvernements mit.
Aufnahme vom 28. 8. 1920. Die Bevölkerung beiderlei Geschlechts des Gou-
vernements Marysstadt besteht aus 452 629 Seelen.

M a r y s t a d t (Katharinenstadt), 21. 6. 1921.

Demographische Abteilung des statistischen Bureaus.

Effelborn, Die deutschen Wolgafolonien.

Anlage 5.

Die Untersuchung der Hungernden des Gouvernements der Wolgadeutschen.
Erste Hälfte des Juni 1921.

Kreis	Anzahl der ausgeübten Gewerbe- u. Handwerksberufe		In dieser Zahl		Bestand der ausgewanderten Familien		Anzahl der wegen der Abreise ihrer Witwe verlassenen und verstorbenen Wittwen				Anzahl des durch Hunger todtgewordener u. verstorbenen Transport-Inventars				Unger				
	Anzahl	abgereicht an Land, per Eisenbahn oder auf dem Wasser	auf ihren Pferden	Gesamtheit		Männer	Frauen	Zusammen	Männlich	Weiblich	Pferde	Kamelle u. Ochsen		Wirtliche	Wirtliche	Wirtliche	Wirtliche		
				Männer	Frauen							einjährige	zweijährige					einjährige	zweijährige
1. Markt-Preis (Satharinensktadt)	1914	277	867	891	1818	8051	8266	16317	1023	1797	402	2885	13	318	1104	653	3./I. 1921	1865	102435
2. Solo-Saramischer Preis (Walgel)	1835	973	250	866	1194	5654	6105	11759	1050	603	187	1838	39	85	694	443	1./I. 1921	1118	120692
3. Stowensky-Preis (Stowemann) u. s. . .	1071	250	88	179	1170	8047	3567	6614	337	133	657	2417	4	84	1053	153	1./I. 1921	1146	75886
Insgesamt im Gouvernement	4320	1500	1205	1876	4182	16752	17938	34690	2410	2533	1246	7140	56	169	459	2651	1249	4129	299013

Gouvernements-Untersuchungskommission der Hungernden.

Womit sich die Hungernden nach das Leben erhalten
Größe, Statur, Kleidung, Schuhe, Hüte, etc. etc. was durch die Untersuchung festgestellt wurde.
Größe, Statur, Kleidung, Schuhe, Hüte, etc. etc. was durch die Untersuchung festgestellt wurde.

Anlage 6.

Das landwirtschaftliche und Transport-Inventar des Gebiets der Wolgadenbüsch.
 Aufgenommen am 15. Mai bis 1. Juni 1921.

Namen der Bezirke	Art des Inventars — Geräte zur Befestigung der Saat												Transport-Inventar													
	Pflüge		Hölzerne Pflüge		Eiserne Pflüge		Sofleggen mit Eisengapsen		Eiserne Eggen		Ede-Maschinen		Zweispännige Wagen		Einspännige Wagen		Wasser-Wagen									
	Zusammen	In dieser Zahl	Zusammen	In dieser Zahl	Zusammen	In dieser Zahl	Zusammen	In dieser Zahl	Zusammen	In dieser Zahl	Zusammen	In dieser Zahl	Zusammen	In dieser Zahl	Zusammen	In dieser Zahl	Zusammen	In dieser Zahl								
1. Mariastadt-Bezirk (Ratharinenstadt)	12292	9136	53	9228	40	195	113	5	18202	14298	21	1836	1215	18	259	206	8	9835	6768	147	5929	4624	39	7619	5692	75
2. Kowensky-Bezirk (Seemann) . . .	7788	6176	12	1717	—	2	1	1	1232	10290	29	1108	904	—	637	535	—	8081	5658	3	2014	1590	2	2018	1519	—
3. Solo-Saramitscher-Bezirk (Waiser) .	10173	7221	349	6	3	332	184	—	17728	15290	324	1867	1456	55	530	460	24	12485	8146	291	1222	945	38	2320	1937	213
Zusammen Gebiet	30253	22333	414	11548	40	539	298	6	37162	39878	374	4311	3676	73	1426	1201	32	30401	20572	441	9165	7157	79	11957	8478	288

Berwalter des Statistischen Bureaus.
 (Unterschrift)

Berwalter der landwirtschaftlichen Statistik.
 (Unterschrift)